

**Zeitschrift:** Beiträge zur nordischen Philologie  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien  
**Band:** 24 (1995)

**Artikel:** Halldór Laxness : die Romane : eine Einführung  
**Autor:** Friese, Wilhelm  
**Kapitel:** Historie und Gegenwart  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-858273>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Historie und Gegenwart

Im September 1939 beginnt mit dem Überfall des nationalsozialistischen Deutschlands auf Polen jener Krieg, der sich sehr bald zu einem globalen Krieg, zum Zweiten Weltkrieg des 20. Jahrhunderts ausweiten wird. An seinem Ende, 1945, teilen sich die USA und die UdSSR die Welt untereinander auf, aus den Verbündeten und den Siegern über den Faschismus werden Gegner. Die Vereinigten Staaten von Amerika und die westeuropäischen liberalen Demokratien stehen der kommunistischen Sowjetunion und deren mittel- und osteuropäischen Satellitenstaaten gegenüber, der Kapitalismus dem Sozialismus; in den fünfziger Jahren führt die Konfrontation der Siegermächte zum Kalten Krieg, zum Wettrüsten der beiden Supermächte, zu der Gefahr der Vernichtung der Menschheit durch die Atombombe. Krieg, Kalter Krieg und die Furcht vor der atomaren Zerstörung unserer Welt prägen die Jahrzehnte um die Mitte des Jahrhunderts, auch auf der vermeintlich abseits liegenden Insel unter dem nördlichen Polarkreis: Island gerät in den Strudel der Weltereignisse, wenn auch kriegerische Handlungen den Menschen erspart bleiben.

Am 10. Mai 1940 landen alliierte Truppen auf Island, um das Land vor einem etwaigen deutschen Überfall zu beschützen, nachdem im April Dänemark und Norwegen von deutschen Truppen besetzt worden waren. Etwa 45 000 Soldaten, anfangs Briten, ab Juli 1941 Amerikaner, kommen auf die Insel, zu jener Zeit sind das mehr als ein Drittel der 122 000 Bewohner des Landes (Reykjavík zählt ca. 40 000 Einwohner). Island wird für die USA zu einem militärstrategisch bedeutsamen Stützpunkt, sichert es doch die Verbindung zu den auf dem Kontinent operierenden Truppen.

Nicht nur der globale Krieg greift in das Leben der Isländer ein – wenn ihnen auch, wie gesagt, kriegerische Handlungen erspart bleiben –, es sind auch die Beziehungen zu Dänemark, die das politische Klima jener Zeit stark bestimmen. Gewiß hatte das Land 1918 weitgehend seine Selbständigkeit erhalten, zumal es nur noch in Personalunion durch den König mit Dänemark verbunden war, doch mußten laut Vertrag erneut Verhandlungen stattfinden, ehe über das staatliche Schicksal des Landes endgültig entschieden werden sollte: «Nach Ablauf des Jahres 1940 können sowohl der Reichstag wie das Althing zu jeder Zeit die Aufnahme der Verhandlungen zum Zwecke der Revision des Vertrags verlangen», hieß es im Abkommen vom 1.12.1918, und weiter: «Sollten diese Verhandlun-

gen innerhalb von drei Jahren keinen Erfolg haben, werden beide Staaten vollkommen selbständig.». Da mit dem von deutschen Truppen besetzten Dänemark natürlich keine Verhandlungen stattfinden können, trennt sich Island 1944 endgültig vom Königreich Dänemark: Das Althing beschließt die Errichtung der Republik.

Der dänische König schickt noch am 4. Mai 1944 dem isländischen Ministerpräsidenten ein Telegramm, in dem er erklärt, nicht mit der Ausrufung der Republik einverstanden sein zu können. Dies ruft Laxness auf den Plan, bitter-ironisch kommentiert er in einem Zeitungsartikel das «Telegramm, das hierhoch geschickt wurde» (am 11. Mai in «þjóðviljinn», wieder abgedruckt in «Sjálfssagðir hlutir», 1946, 88): «Christian R darf nicht vergessen, daß die Isländer ein gutes Gedächtnis besitzen. Dies Gedächtnis ist seit langem die stärkste Waffe des Sagavolkes gewesen. Wir sind uns wohl bewußt, daß Christian R in seinem Telegramm nicht für die Dänen spricht, sondern als Repräsentant jener Institution in Dänemark, die 500 Jahre lang Isländer ausgepeitscht, ausgehungert, ausgesaugt und hingerichtet hat.»

Dies sind zornige Worte eines isländischen Patrioten. Doch die Volksabstimmung vom 20. bis 23. Mai 1944 beweist dann, daß er die Gefühle seiner Landsleute zum Ausdruck gebracht hat: Von 70 000 gültigen Stimmen sprechen sich 99,5% für die Auflösung der Personalunion aus. Knapp vier Wochen später, am 17. Juni, wird auf Thingvellir, der über ein Jahrtausend alten Versammlungsstätte der Isländer, das Land zur Republik ausgerufen. Nach über sieben Jahrhunderten – Island kam 1262 unter die Oberhoheit des norwegischen, 1380 unter die des dänischen Königs – ist endlich die nationale Selbständigkeit errungen: Der Traum vieler Generationen von Isländern ist Wirklichkeit geworden.

Dies wahrhaft historische Ereignis in der Geschichte seines Volkes bewegt natürlich Laxness zutiefst. Nicht nur der Zeitungskommentar vom Mai 1944 bringt dies zum Ausdruck. Die Geschichte seines Landes, in der die Dänen für so viele Jahrhunderte eine wichtige Rolle spielten, ist ihm stets präsent. So auch Jahre zuvor, im Winter 1939/40, im ersten Kriegswinter, als er den vierten Teil der Tetralogie «Weltlicht» schreibt: Im achten Kapitel der «Schönheit des Himmels» erleben wir den Volksdichter Olafur Karason Ljosvikingur in einem Gespräch mit seinem Bewacher, der sich auf die von vielen Generationen weitergegebenen Geschichten von der Zerschlagung der Kirchenglocken des Landes und deren Abtransport nach Dänemark beruft, «damit die Dächer [...] in Kopenhagen» gedeckt werden konnten; ebenfalls erinnert er den Dichter an das berühmteste Buch, das jemals im Norden geschrieben wurde und das sie nun

in Kopenhagen aufbewahren: «Aber die Isländer haben nichts dafür von Dänemark bekommen als Hunger.»

Drei Jahre später, 1942, kommt Laxness erneut darauf zurück: Die Zerschlagung der Glocke von Thingvellir, der «Glocke Islands», eröffnet den ersten Band der Trilogie «Die Islandglocke», und die berühmten Bücher Islands begleiten die Leserin und den Leser die ganze Romantrilogie hindurch. In einer Zeit, da sich die Sehnsucht und der Traum von Generationen von Isländern erfüllt, besinnt sich Laxness auf eines der leidvollsten Kapitel der Geschichte seines Landes: die Zeit des dänischen Monopolhandels.

«Íslandsklukkan» (Die Glocke Islands) erscheint 1943, diesem ersten Teil der Trilogie folgt 1944 «Hið ljósa man» (Die lichte Maid), 1946 der dritte Teil, «Eldur í Kaupinhafn» (Feuer in Kopenhagen). «Die Islandglocke», so der Gesamttitel der Trilogie in der deutschen Übersetzung von Hubert Seelow (1993), ist ein genuin isländischer Roman, nach Meinung der Isländer – wie eine Befragung der Isländer von 1992 ergab – der beste Roman von Laxness. Doch selbst in diesem isländischen «Nationalepos» vernehmen wir das Echo von Ereignissen in der Welt, von schrecklichen Ereignissen in den frühen vierziger Jahren. Halldór Laxness lässt im ersten Teil der Trilogie, den er im Winter 1942/43 schreibt, den Protagonisten, den Bauer Jon Hreggvidsson, auf seiner Wanderung von Rotterdam nach Kopenhagen die deutsche Grenze überschreiten. Im 14. Kapitel erzählt er von Jons «Abenteuer mit den Deutschen», Worte, die dem Kapitel eigens vorangestellt sind, das sich so auffällig von den übrigen Kapiteln des Buches abhebt.

Was sind das für Abenteuer, die Jon wiederfahren? «Der Winter hatte schon begonnen, als Jon Hreggvidsson zu den Deutschen kam [...]. Es nieselte und der Tag ging zur Neige. Der Wanderer war völlig durchnässt [...]. In dem kalten Nebel und der Dunkelheit vor ihm wartete Deutschland, wo es die größten Krieger auf der Welt gibt [...]. Die deutschen Krieger waren von riesigem Wuchs, mit wunderlichen Helmen, die oben eine Spitze hatten, wie eine Speerspitze geformt, und mit gezwirbelten Bärten, die Widderhörnern glichen. Jon Hreggvidsson stand vor diesen Männern und sah durch das Tor hindurch und wollte seine Wanderung fortsetzen, doch da setzten sie ihm gleichzeitig zwei Spieße vor die Brust und redeten ihn in deutscher Sprache an. [...] Dann bliesen sie in eine Trompete. Da kam noch ein Mann hinzu, ein dicker, blauer Hüne. Diesem Mann wollten sie Jon Hreggvidsson übergeben, doch er antwortete wütend, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihnen, von dem der Bauer nur das Wort «hängen» verstand. Es endete damit, daß der zuletzt Hinzu-

gekommene Jon Hreggvidsson in Gewahrsam nehmen mußte, und er stieß dem Bauern die Säbelspitze in den Rücken und trieb ihn so vor sich her in die Festung. [...] Leider, sagte er, sei jedoch der Mann nicht mehr da, der die Aufgabe hatte, Leute zu hängen; er hatte heute schon so viele aufgehängt, daß er faul geworden und mit seinen Gehilfen nach Hause gegangen war, um zu schlafen.»

Als Jon darauf hin meint, er könne ihn doch hängen, bedeutet ihm sein Begleiter, er sei ein «Wachtmeister, ohne den Rang und die Rechte eines Henkers, und er sagte, daß ihn keine menschliche Macht, und nicht einmal der Herrgott, dazu zwingen könnte, eine Pflicht auf sich zu nehmen, die man einem anderen übertragen hatte, und die Pflicht zu versäumen, die einem Wachtmeister vom Kaiser auferlegt war [...].» Als der Wachtmeister Brot unter dem Wams von Jon entdeckt, entreißt er es ihm mit den Worten: «Dieses Brot ist verflucht gut [...]. Wo hast du dieses Brot bekommen? Jon Hreggvidsson sagte, in Holland.

Ja, ihr Holländer seid Feiglinge, sagte der Wachtmeister. Ihr denkt an Brot. Wir Deutschen denken nicht an Brot [...] irgendwann wird einmal die Zeit kommen, wo wir Deutschen solchen Brotfressern wie euch Holländern zeigen werden, was es kostet, an Brot zu denken. Wir werden euch zermalmen. Wir werden euch dem Erdboden gleichmachen. Wir werden euch austilgen [...].»

Den Menschen in jenen Jahren waren derartig großsprecherische und prahlerische Worte nicht unbekannt, erinnern doch die Worte des Wachtmeisters an Hermann Görings berühmt-berüchtigten Satz «Kanonen sind wichtiger als Butter», und das grauenvolle Geschehen in den Konzentrationslagern wird in den Worten der deutschen Grenzwächter beschworen, ist doch das einzige Wort, das Jon versteht, das Wort «hängen», im isländischen Original «hen-gen» geschrieben.

Für die Erzählung von Jons Odyssee von der Insel unter dem Polarkreis zur Hauptstadt des Königreiches ist das Kapitel nicht erforderlich, auf den ersten Blick wirkt es sogar ein wenig deplaciert. In Jon Hreggvidssons Prozeßakte, Laxness' Hauptquelle für den Roman, lesen wir auch nichts davon; und in der dramatisierten Fassung des Romans «Snæfríður Íslands-sól» (Snaefridur Islandsonne), ein Stück in drei Akten, mit dem 1950 das isländische Nationaltheater eröffnet wird, fehlt denn auch Jons Abenteuer bei den Deutschen.

Warum schreibt Laxness dann dieses Kapitel? Erinnern wir uns: Er schreibt es im Winter 1942/43. Der erklärte Antifaschist und Gegner der Machthaber des Dritten Reiches kann zu den Greueltaten nicht schweigen, die unmittelbare Gegenwart hinterläßt Spuren in einem Roman, des-

sen Handlung tief in der Vergangenheit spielt, an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert.

Das erste Kapitel der «Islandglocke» versetzt uns nach Thingvellir, dort wird auch – dies sei schon jetzt gesagt – im letzten (18.) Kapitel des dritten Teils, die Handlung enden. Diese Szenerie ist vom Autor ganz bewußt gewählt, denn «nirgendwo wie hier hört man das Brausen der Jahrhunderte [...] war doch Thingvellir für Tausend Jahre das Herz der isländischen Geschichte» («Að endurreisa þingvelli», 1938; Thingvellir wieder-aufbauen, in: Vettvángur dagsins, 1942; zit. nach der 3. Auflage 1979, 204).

Vom Giebel des Gerichtshauses wird die Glocke des Landes heruntergeholt, jene Glocke, die «zum Althing an der Öxara gehört, seitdem es gegründet wurde», wie ein alter Mann, ein aufmerksamer Beobachter des Vorgangs, sagt; anschließend wird sie in Stücke zerschlagen für den Transport nach Dänemark. Unter den Männern, die unter der Aufsicht des Henkers des dänischen Königs diese Arbeit verrichten, ist Jon Hreggvidsson, Zinsbauer auf Rein. Unflätige Äußerungen über die königliche Majestät führen zu seiner Verurteilung von 24 Stockhieben; nach der Stäupung reiten der Henker, einige Bauern und Jon heimwärts; sie machen Halt bei einem Bauern, der sie mit Branntwein versorgt; dann geht es, «gehörig betrunken» (Kap. 2), weiter durch die dunkle Nacht. Bei Tagessgrauen wird der Henker tot in einem Bach liegend gefunden. Auf dem Thing wird Jon als mutmaßlicher Mörder zum Tode verurteilt, doch wird ihm zugestanden, auf dem nächsten Althing den Urteilsspruch überprüfen zu lassen. Bis zum Zusammentritt des Althings wird er in die Gefängnishöhle von Bessastaðir gesteckt; dort verbringt er Monate mit anderen Verurteilten, mit Männern, die gegen die drastischen Verbote der dänischen Machthaber gehandelt haben. Jons Urteil wird von den Richtern auf dem Althing bestätigt, gleich am nächsten Morgen soll es vollstreckt werden. In der Nacht aber befreit ihn Snaefridur, die Tochter des Richters Eydalín, von seinen Ketten, sie gibt ihm einen kostbaren Goldring und bittet ihn, diesen als «einen Gruß von der lichten Maid» nach Kopenhagen zu Arnas Arnaeus zu bringen, dieser, des Königs Freund, werde sich dann seiner Sache annehmen (Kap. 10). Jon ist Arnas Arnaeus schon einmal begegnet, hatte ihn doch der königliche Assessor einige Zeit zuvor zusammen mit Snaefridur und dem Bischof von Skalholt nebst Gattin auf seinem Hof Rein aufgesucht, um dort, wie überall im Lande, nach alten Büchern zu suchen. Im Bettgestell seiner Großmutter hatte der gelehrte Professor an der Universität Kopenhagen einige Kalbshautfetzen gefunden, Blätter der «Skalda», einer unvergleichlichen Handschrift, in der «die schönsten Gedichte des Nordens» aufgezeichnet waren (Kap. 3), für

Arnas sollten sie das wertvollste Stück seiner Sammlung werden. Zu ihm schickt Snaefridur den zum Tode Verurteilten, für sie, ein sechzehnjähriges Mädchen, das sich in Arnas Arnaeus verliebt hat, ist es kaum mehr als ein neckischer Einfall, für Jon aber bedeutet es das Leben.

Hochebenen, Täler und Einöden lässt Jon so schnell hinter sich, wie ihn seine Beine tragen, bald gelangt er an die Nordküste, nicht ohne manches Abenteuer, sogar einen Kampf mit einem Riesenweib im Nebel (Kap. 12), zu bestehen. An Bord eines holländischen Schiffes gelangt er nach Rotterdam (Kap. 13), hat sein Abenteuer bei den Deutschen (Kap. 14), erreicht auf dem Seeweg Glückstadt an der Elbe. Wider seinen Willen findet er sich als Söldner im dänischen Heer, gelangt aber schließlich auf eigenartige Weise doch nach Kopenhagen, übergibt Arnas Arnaeus den Goldring der «lichen Maid» und ersucht ihn, eine Revision seines Urteils zu erwirken. Während seiner Haft als entlaufener Soldat erhält er in Gegenwart von Arnas Arnaeus die Order, für vier Monate nach Island zu reisen, «sich dort bei den Richtern auf dem Öxarar-Thing einzufinden, und, sofern er dies wünscht, seine Sache vor Unser Oberstes Gericht hier in unserer Stadt Kopenhagen zu bringen» (Kap. 20).

Fünfzehn Jahre sind seit jenem Tag vergangen, da Jon die Order in Empfang nahm, für vier Monate nach Island zu gehen, wenn wir im ersten Kapitel des zweiten Teils der Trilogie («Die lichte Maid») «eine blauäugige Frau mit goldenschimmernder Haut» in der Frauenstube des Haupthofes von Braedratunga sitzen sehen, die «auf eine Borte die alten Heldenaten von Sigurd aus dem Völsungensproß» stickt. Die Frau ist Snaefridur, hat sie doch, noch nicht 20 Jahre alt, Magnus auf Braedratunga geheiratet. Ihn hat sie zum Mann genommen, nicht ihren ewigen Freier und Freund, den Pfarrer Sigurdur. Für Magnus hat sie sich entschieden, als Arnas Arnaeus, «der hervorragendste von allen Isländern» (I. Kap. 9), in Kopenhagen die Ehe mit einer reichen Witwe eingegangen war; um den wertvollsten Besitz Islands, die Handschriften, sammeln zu können, gab er selbst seine Liebe zu Snaefridur hin. Und sie nimmt «lieber den Schlechtesten als den Zweitbesten» (*ibid.*); Magnus stammt zwar aus einem uralten Geschlecht, doch ist er ein Nichtsnutz und notorischer Säufer; betrunken ist er zu allem fähig: Er verkauft sein Gehöft, verschreibt für Branntwein seine Frau dänischen Saufkumpanen «zu voller ehelicher Gefälligkeit für drei Nächte item drei Tage» (Kap. 4).

Arnas Arnaeus kommt als Abgesandter des Königs nach Island, um in dessen Auftrag die wirtschaftliche Situation und das Rechtswesen zu überprüfen, um «die Lebensbedingungen des Volkes zu verbessern» (III, Kap. 4). Snaefridurs Vater wird durch Urteilsspruch seiner Ehre und sei-

nes Amts für verlustig erklärt; sein Vermögen zugunsten des Königs eingezogen: auch Jons Sache – fünfzigjährig ist er nun und grauhaarig – wird erneut aufgenommen. Es wird ihm aufgetragen, eine neue Ladung vor das Oberste Gericht in Kopenhagen vom König zu beschaffen, mit Bremerholm wird ihm gedroht, weil er die alte Ladung nicht vorgezeigt hat (Kap. 20).

Ein von der Königin in Jägersborg veranstaltetes Fest eröffnet den dritten Teil der Trilogie, «Feuer in Kopenhagen». Unter den Gästen befinden sich auch Arnas Arnaeus und der Hamburger Kaufmann und Kommerzialrat Uffelen, der Arnas Arnaeus als Herzog für ein selbständiges Herzogtum Island gewinnen möchte, hat ihm doch der dänische König das Land zum Kauf angeboten. Zögernd nur geht Arnas darauf ein, ist doch Island, wie er seinem Gesprächspartner klar zu machen versucht, «ein geschlagenes Land», dies trotz seiner Bemühungen, die Lage der Menschen auf der Insel zu verbessern. Ins Schwärmen gerät er jedoch, wenn er dem Kaufmann Island vor Augen stellt: «Es gibt keinen gewaltigeren Anblick als Island, wie es aus dem Meer emporsteigt [...]. Allein bei diesem Anblick versteht man das Geheimnis, daß hier die wichtigsten Bücher der ganzen Christenheit geschrieben wurden [...] jetzt könnt ihr verstehen [...], daß es nicht möglich ist, Island zu kaufen.» (III, Kap. 1).

Die barocke Festlichkeit gibt die Kulisse für das erste Kapitel des dritten Teils der Trilogie, nahezu alle übrigen Kapitel ereignen sich an verschiedenen Orten der königlichen Residenzstadt. Wir erfahren, daß Arnas Arnaeus bei Hofe in Ungnade gefallen und wegen eines Urteilspruchs gegen Magnus, Snaefridurs Mann, verurteilt worden ist: nicht länger mehr ist ihm erlaubt, nach Island zu reisen. Wir lesen schließlich davon, daß die «Skalda», das Buch der Bücher, gestohlen wurde. Einmal noch gelingt es ihm, Jon Hreggvidsson, den man auf Bremerholm gebracht hat, aus der Haft zu befreien, und ein letztes Mal trifft er Snaefridur, die den Statthalter von Island aufgesucht hat, in einem Gasthof in Nyhavn. Sie sprechen von der Zukunft, wenn Arnas Herzog von Island sein wird:

«Die Bewohner des Landes werden nicht mehr geschlagen werden, weil sie zu ihrem eigenen Vorteil Handel treiben, sagte Arnas Arnaeus.

Nach ausländischem Vorbild gebaute Marktflecken werden um die Hafenplätze entstehen, und man wird eine Flotte für den Fischfang ausrüsten, und wir verkaufen Stockfisch und Wollwaren in den Städten und auf dem Festland, wie einstmals in den Tagen Jon Arasons, und kaufen dafür die Waren, die zivilisierte Menschen brauchen. Aus der Erde wird man wertvolle Bodenschätze fördern. Der Kaiser wird dem Dänenkönig die

Faust zeigen und verlangen, daß er den Isländern wieder die Kostbarkeiten zurückgibt, die er aus dem Dom zu Holar, aus Munkathvera, Mödruvellir und Thingeyrar hat stehlen lassen. Ebenso werden wieder die alten Herrenhöfe zurückgegeben werden, die die dänische Krone sich nach dem Fall der isländischen Kirche aneignete. Und es wird eine staatliche Universität mit collegia in Island errichtet werden, wo gelehrte Isländer wieder ein menschenwürdiges Dasein führen können [...]. In Thingvellir wird man ein staatliches Gerichtsgebäude errichten und eine neue Glocke aufhängen, die größer ist und schöner klingt als die, welche der König requirieren ließ und Jon Hreggvíðsson auf Befehl des Henkers herunterschlug. Das kalte Mondlicht, das sich im Ertränkungsgumpen spiegelt, wird nicht mehr die einzige Barmherzigkeit für arme Frauen in Island sein, sagte sie. Und hungrige Bettler werden nicht mehr im Namen der Gerechtigkeit in der Almannagja aufgehängt, sagte er.

Alle werden unsere Freunde sein, sagte sie; denn dem Volk geht es gut [...]. Und wir reiten durch das Land auf weißen Pferden, sagte sie.» (III, Kap. 12).

Am Morgen darauf verläßt sie Kopenhagen, Arnas Arnaeus empfängt den Hamburger Uffelen in seinem Bibliothekssaal. Ihr Gespräch endet damit, daß Arnas das Angebot des Kaufmanns ablehnt: «Ich weiß, ihr Hamburger würdet uns Isländern Korn ohne Maden schicken und es nicht der Mühe wert halten, uns mit falschem Maß und Gewicht zu betrügen. Aber wenn an der Küste Islands deutsche Fischerdörfer und deutsche Marktflecken entstehen, wie lange wird es dann dauern, bis dort auch deutsche Festungen mit deutschen Festungskommandanten und Söldnern entstehen. Was wird dann aus jenem Volk, das berühmte Bücher geschrieben hat? Die Isländer würden bestenfalls die fetten Lakaien eines deutschen Vasallenstaates werden. Ein fetter Lakai ist kein großer Mann. Ein geprügelter Sklave ist ein großer Mann, denn in seiner Brust wohnt die Freiheit.» (Kap. 13).

Die Gegenwart meldet sich hier erneut zu Wort: Halldór Laxness schreibt den dritten Teil der Trilogie in der Zeit vom Juni 1945 bis März 1946; im Herbst 1945 aber wird bekannt, daß die USA die isländische Regierung um die Überlassung von drei Militärstützpunkten für 99 Jahre ersucht haben – ein Ansinnen, das bei nicht wenigen Isländern, nur ein Jahr nach Erringung der Selbständigkeit, auf Unverständnis stößt, einer der eifrigsten Wortführer von ihnen ist Halldór Laxness. Wenn er Arnas Arnaeus die zitierten Worte in den Mund legt, so mag er dabei weniger an die Deutschen als an die Amerikaner gedacht haben.

Nichts als «Traum und Saga» ist Snaefridurs und Arnas Arnaeus' Vision von einem Herzogtum Island. Doch soll es den gelehrten Büchersammler noch ärger treffen, als nämlich bei dem großen Brand von Kopenhagen beträchtliche Teile seiner Bibliothek zerstört werden. Dem Scheitern in der Politik folgt die Vernichtung des wissenschaftlichen Lebenswerks: Arnas Arnaeus ist ein gebrochener Mann.

Und wie steht es mit Jon Hreggvidsson? Ein letztes Mal wird seine Sache vor dem Obersten Gericht in Kopenhagen verhandelt, gewiß nicht aus Interesse an dem nun gebückt gehenden alten Bauern von Rein mit seinem schlöhweißen Haar, sondern als Kampf zweier Machtgruppen. Aus Mangel an Beweisen wird er frei gesprochen, beim Abschied im Hafen bittet ihn Arnas Arnaeus, seinen Heimweg über das Althing zu nehmen und dort auszurichten, «daß Island nicht verkauft worden ist, diesmal nicht, [...] dann sollst du ihnen dein Urteil aushändigen» (III, Kap. 17). Dann sehen wir ihn auf dem Althing am Öxarafluß, dort, wo vor über zwanzig Jahren die Geschichte begonnen hat; das letzte Kapitel zeigt Jon Hreggvidsson bei einigen Verbrechern am Ertränkungspfuhl der Frauen, dröhnender Hufschlag unterbricht ihr Gespräch, sie sehen einen Mann und eine Frau dahinreiten: «Beide waren sie dunkel gekleidet, und alle ihre Pferde waren schwarz.

«Wer reitet dort?» fragte der Blinde.

Sie antworteten:

«Dort reitet Snaefridur Islandsonne in Schwarz; und ihr Eheliebster Sigurdur Sveinsson, der Lateindichter, erwählter Bischof von Skalholt [...]. Und die Verbrecher standen neben den Felsen und sahen, wie der Bischof und seine Frau dahinritten; und die taubenetzten, schwarzmähnigen Pferde glänzten im Morgenlicht.»

Mit diesen Sätzen schließt die Trilogie.

Halldór Laxness spricht im November 1942 im isländischen Rundfunk über das Thema «Der Schriftsteller und sein Werk» (*Höfundurinn og verk hans*), im gleichen Jahr noch erscheint der Vortrag in der Essaysammlung «*Vettvángur dagsins*» (Schauplatz des Tages). Von den Forderungen, die ein Werk an den Schriftsteller stellt, redet der Autor, von der Sprache und dem Stoff, vom Einfluß der Zeit, in der er lebt: «Der Dichter ist die Stimme seiner Zeit. Er ist der personifizierte Zeitgeist – die in Sprache gekleidete Seele der Gegenwart [...]», gegen Schluß heißt es dann: «Die Gegenwart, das pulsierende Leben der Umwelt des Schriftstellers und sein Inneres zwingen ihm einen Stoff auf, den er am allerwenigsten erwartet hatte, einen Stoff, vor dem er vielleicht seit Jahren geflohen ist, und für

den er sein ganzes Vermögen hingeben würde – selbst wenn er Millionär wäre –, um sich nicht damit befassen zu müssen. Zum Beispiel kenne ich einen Schriftsteller, der vor kurzem ein Buch begonnen hat; seit über 18 Jahren hatte er die Götter gebeten, ihn davor zu bewahren, dies Buch zu schreiben. Der Schriftsteller meint, die Aufgabe übersteige seine Kräfte: Ihm schaudert es vor all dem kämpfenden Leben, welches fordert, daß er ihm Sprache und Form gebe, und er lehnt es ganz entschieden ab, sich auf solch Furchtbare einzulassen – aber er hat sich nun einmal den schöpferischen Kräften des Lebens verschrieben, stets verlangen sie ihn ganz, und so gibt es keine Möglichkeit für ihn zu fliehen.» (Vettvágur dagsins, 3. Auflage 1979, 319f.).

Natürlich ist es Halldór Laxness selbst, der vor kurzem begonnen hat, ein Buch zu schreiben; 18 Jahre lang hat er einen Stoff mit sich herumgetragen, von dem nun «das pulsierende Leben» der Gegenwart verlangt, daß er ihm Form und Sprache gebe. Vor 18 Jahren, 1924, hatte ihn sein Freund Jón Helgason, der spätere Vorsteher der Arnamagnaeanischen Sammlung in Kopenhagen, erstmals auf den Bauer Jon Hreggvíðsson aufmerksam gemacht – den Urstoff des Romans. Mit der isländischen Welt des 17. Jahrhunderts macht sich der Autor vertraut, als er in den frühen dreißiger Jahren seinen großen Essay «Einleitung zu den Passionsliedern» (Inngángur að Passíusálmmum) von Hallgrímur Pétursson (1614–1674) schreibt. Eine überarbeitete Fassung des Essays bringt er 1942 in eben jenem Buch heraus, das auch den Vortrag «Der Schriftsteller und sein Werk» enthält. Die Studie über die «Passionslieder» eröffnet den Band, «Der Schriftsteller und sein Werk» beschließt ihn. Beide Beiträge liegen also sehr wahrscheinlich auf dem Schreibtisch, auf dem auch das Manuskript zum ersten Teil der «Islandglocke», den er im Winter 1942/43 schreibt, liegt.

Halldór Laxness hat den Stoff für seinen Roman, er kennt sich aus im Island des 17. Jahrhunderts, Namen und Fakten jenes Zeitalters stehen ihm zur Verfügung: die Dokumente des Prozesses gegen Jon Hreggvíðsson, der sich von 1683 bis 1715 hinzog; die Namen und Verbrechen seiner Mitgefangenen in der Höhle von Bessastaðir, das zerrüttete isländische Rechtswesen, die grausam wütende Pest in Island 1708/09 und die von den Dänen erwogene Umsiedlung des Rests der Bevölkerung nach Jütland, das Angebot der dänischen Krone (Christian IV.) an den Hamburger Kaufmann, Island zu erwerben, Magnus Sigurdsson, der 1707 in Kopenhagen verstarb, Ulrik Christian Gyldenløve, Statthalter von Island, der 1719 starb, die dänisch-schwedischen kriegerischen Auseinandersetzungen, die große Feuersbrunst in Kopenhagen von 1728.

Historische Ereignisse geben der Romantrilogie von Jon Hreggvidsson und seinem gelehrten Freund Arnas Arnaeus geschichtliche Tiefe, gleichwohl setzt der Autor jedem der drei Bände ausdrücklich die Warnung an den Leser voran, das Buch sei kein «historischer Roman»: Personen, Handlung und Stil gehorchten ausschließlich den Gesetzen des Werks. Die Trilogie ist kunstvoll komponiert, schlicht und souverän in einem. Beginn und Schluß führen uns nach Thingvellir, dieser Rahmen stellt das zentrale Thema heraus: Nicht Einzelschicksale stehen im Mittelpunkt, sondern das Schicksal Islands, sind doch alle wesentlichen Ereignisse in der Geschichte des Landes auf Thingvellir geschehen, «an diesem heiligen Ort Thingvellir an der Öxara, wo arme Menschen so sehr gepeinigt wurden, daß schließlich der Fels zu reden begann». (II, Kap. 20).

So kunstvoll die Komposition ist, so durchsichtig ist sie. Die Anzahl der Kapitel der drei Teile macht dies deutlich. Je zwanzig Kapitel zählen der erste und zweite Teil, der dritte bringt es auf nur achtzehn: Die Harmonie ist zerstört, zerbrochen wie die Glocke vom Gerichtshaus auf Thingvellir. Die Klarheit der Struktur der Trilogie wiederholt sich in der Gestaltung der Figuren: Die Trilogie hat drei Hauptfiguren, von denen jeweils eine einem Teil zugeordnet ist. Jon Hreggvidsson steht unübersehbar im Mittelpunkt des Geschehens im ersten Teil, der zweite wird beherrscht von Snaefridur, «der lichten Maid», der dritte steht im Zeichen von Arnas Arnaeus.

Die Modelle dieser Figuren sind der Geschichte entnommen. Von Jon Hreggvidsson berichten die Prozeßakten, von dem auf Grund von Indizien gefällten Todesurteil im Jahr 1684, von seinen Fahrten nach Rotterdam, Glückstadt und Kopenhagen, von seinem Freispruch in Kopenhagen 1715 – nicht einmal der Name brauchte geändert zu werden. Snaefridur Björnsdottir Eydalín, der Name der weiblichen Hauptfigur, geht auf den Autor zurück, wenn er auch einige Züge von Pordis Jónsdóttir, der Frau Magnus Sigurðssons, dem Herrn von Braedratunga, übernehmen konnte. Snaefridur ist weitgehend ein Produkt dichterischer Phantasie, – ist dies der Grund für die Überzeichnung dieser Figur, für die Verklärung der «Islandsonne»? Unschwer zu erkennen für alle, die sich mit der Wissenschaftsgeschichte der mittelalterlichen isländischen Literatur beschäftigen, ist das Modell für die dritte Hauptfigur, Arnas Arnaeus, ist er doch dem unermüdlichen Sammler altisländischer Handschriften Arni Magnússon, latinisiert Arnas Magnaeus, der von 1663 bis 1730 lebte, nachgezeichnet. In der nach ihm benannten «Arnamagnaeanischen Sammlung» in Kopenhagen, wo für Jahrhunderte die Handschriften aufbewahrt wurden, waren auch die Prozeßakten von Jon Hreggvidsson einzusehen.

Halldór Laxness hat nur den Nachnamen des gelehrten Büchersammlers leicht verändert, den Namen seiner um zehn Jahre älteren und vermögenden Frau, die er 1709 heiratete, hat er beibehalten: Mette Fischer. – Dies also sind die historischen Vorgaben. Was hat des Autors dichterische Phantasie daraus gemacht? Wie begegnen sie uns im Roman?

Jon Hreggvidsson – ist er nur ein «tumber Bauer»? Nur ein gerissener und durchtriebener Schelm? Der Zinsbauer auf Rein ist weit mehr. Er verkörpert den ausgeplünderten, gemeinen Mann, die mißhandelte Kreatur: unter erbärmlichen Verhältnissen wohnt er mit den Seinen in einem Torf- und Sodenhaus, in dem aber auch die Schätze des Landes liegen. «Es ist nun einmal so gekommen [...], daß dieses Volk, das die bedeutendsten litteras in Europa seit antiqui besessen hat, jetzt lieber auf Kalbshaut geht und Kalbshaut ißt, anstatt alte Schriften auf Kalbshaut zu lesen», (I, Kap. 3). Jon steht für die Verurteilten auf Thingvellir, für die Gefangenen in der Höhle von Bessastadir, für die Söldner im dänischen Heer und die Häftlinge von Bremerholm: Ein isländischer Schweyk der frühen Neuzeit. Er ist einer aus der Schar der Gebrandmarkten, Gestäupten und der Hände Beraubten, die auf Thingvellir auf die Suppe des Königs warten: «Wir sind das gemeine Volk, das geringste Geschöpf auf Erden. Wir wollen jedem Mächtigen Glück wünschen, der kommt, um den Wehrlosen zu helfen. Doch Gerechtigkeit wird es erst dann geben, wenn wir selbst Menschen geworden sind. Jahrhunderte werden vergehen. Die Verbesserung der Gesetze, die uns vom letzten König gewährt wurde, wird uns der nächste wegnehmen. Doch es wird der Tag kommen. Und an dem Tag, an dem wir Menschen geworden sind, wird Gott zu uns kommen und uns beistehen.» (II, Kap. 18).

Sein grimmiger Humor und sein verbissener Trotz lassen ihn das Leben bestehen und, nicht zu vergessen, der Gedanke an Gunnar von Hlidarendi aus der Njáls saga: der unbeirrbare Glaube an jenen Helden, der sich nie aufgibt. Er lebt mit den Sagas: «In jenen Zeiten, da unsere Erniedrigung am tiefsten war, verkündeten unsere Sagas, daß wir Helden und Männer eines alten Geschlechts sind. Die Saga war unsere unüberwindliche Burg, und es ist ihr Werk, daß wir heute ein selbständiges Volk sind», behauptet Halldór Laxness in seinem Essay «Notizen zu den Sagas», den er 1945 veröffentlicht (Minnisgreinar um fornsögur, in: Sjálfsagðir hlutir, 1946, 66). Diese Überzeugung findet in Jon Hreggvidsson seine Verkörperung: Der Erzähler läßt ihn auf seinem Weg vom Althing nach dem Norden einen Wettkampf im Steintragen mit der Frau und der Tochter des Pastors von Husafell austragen (I, Kap. 11), bald darauf läßt er ihn im Traum im Nebel der Hochebene mit einem Riesenweib kämpfen (I, Kap. 12). Wer

denkt da nicht – so man sich in der Sagawelt auskennt – an Grettirs Kampf mit dem Trollweib?

Sagahelden mögen wohl in bestimmten Augenblicken helfen, mit dem Geschick leichter fertig zu werden, letztlich aber ist Jon doch nichts als ein Spielball in den Händen der Mächtigen, seien es nun die Isländer oder die Dänen. Sein Leben wird ihm durch den launischen Einfall eines jungen Mädchens geschenkt, durch den übermütigen Entschluß eines verliebten Mädchens aus einer vornehmen Familie des Landes. Bei der nächtlichen Begegnung im Zelt auf Thingvellir, wo Jon seiner Hinrichtung entgegenschläft, löst sie, einem Engel gleich, seine Fesseln; für viele ihrer Landsleute verbreitet sie den Zauber eines Elfenweibes um sich, sie wird zur Frau Islands überhaupt, wenn wir den Worten glauben dürfen, mit denen Jon sie Frau Mette gegenüber beredsam beschreibt, Worte, die wir diesem einfachen Mann nicht zutrauen: «Ihr gehört alles Geld in Island. Ihr gehört Silber und Gold aus längst entschwundenen Zeiten. Ihr gehören alle Herrenhöfe des Landes mit ihren Pachthöfen, ob es nun ihr gelingt, sie wieder dem König zu stehlen oder nicht [...]», und auf die Frage, wie sie denn gekleidet sei, trägt er ein altes isländisches Lied vor: «Mit einem Goldband um die Taille, als die rote Flamme brannte, gute Frau. Sie ist gekleidet, wie die Elfenfrau in Island immer gekleidet ist: Sie kommt blau gekleidet mit Gold und Silber [...]» (III, Kap. 11).

Nicht nur Jon Hreggvidsson erhöht Snaefridur, es ist der Erzähler, der ihr einen überirdischen Glanz verleiht: Sie ist schön wie ein Vergißmeinnicht (I, Kap. 8), sie besitzt blaue Augen, «so unwirklich wie das Blau des Himmels» (I, Kap. 3). Da sie ihre einzige Liebe, Arnas Arnaeus, nicht bekommt, erwählt sie sich «lieber den Schlechtesten als den Zweitbesten» Mann (I, Kap. 9). Dieser erniedrigt sie zutiefst, verübt sogar einen Mordanschlag auf sie, doch sie bleibt seine Frau, bis man ihn tot aus dem Wasser in Kopenhagen fischt. Dann erst ehelicht sie ihren «ewigen Freier», den Domprediger. Der Autor verleiht ihr Züge von Guðrún Ósvífrsdóttir, der Heldin der Laxdaela saga, die nur einen Mann wirklich geliebt hat; er macht aus «der lichten Maid» eine Lichtgestalt, eine Islandsonne, auch wenn sie nicht ihr blaues Festgewand trägt und in Lumpen gekleidet ist, auch wenn sie «auf schwarzmähnigem Pferde im Morgenlicht» dahinreitet.

Arnas Arnaeus, professor philosophiae et antiquitatum Danicarum, gibt alles, was er besitzt, um die mittelalterlichen Handschriften zusammenzutragen, damit Islands Name lebe: «Ich war ein Gefangener meiner Handlungen. Island besaß mich, die alten Bücher, die ich in Kopenhagen aufbewahrte; ihr Dämon war mein Dämon, und ihr Island war Island, und ein anderes Island gab es nicht» (II, Kap. 10). Er verzichtet auf seine Liebe

zu Snaefridur und ehelicht die reiche Witwe Mette Fischer, nur um seiner Lebensaufgabe nachgehen zu können. Viele Handschriften hat er gesammelt, in den Ländern Europas gesucht und erworben, «so lange, bis der Verlust allen Besitzes und das Gefängnis drohte», vertraut Jon Marteinson seinem Namensvetter bei Gelegenheit an, «nie in alle Ewigkeit wird es ein anderes Island geben als das Island, das Arnas Arnaeus für sein Leben gekauft hat.» (I, Kap. 18).

Die Tragödie des Landes ist auch die Tragödie der beiden Liebenden, ist doch das Schicksal stärker als der Wille des Menschen, «das beweisen die Isländersagas» (II, Kap. 12). Als sich der gelehrte Büchersammler auf dem Feld der Politik versucht, scheitert er kläglich, denn weder gelingt es ihm, die Not seiner Landsleute zu lindern, noch kann er der Rechtlosigkeit Einhalt gebieten. Wider seine Gegenspieler, seien es Dänen oder Isländer, zieht er den kürzeren, dem Monopol der Islandkompanie steht er hilflos gegenüber. Die verlorengegangenen wertvollen Blätter der «Skalda» finden sich wieder ein, doch in dem großen Brand von Kopenhagen werden beträchtliche Teile seiner Bibliothek vernichtet. Am Ende ist er müde, ein geschlagener Mann, und doch, wie er in dem letzten Gespräch mit Snaefridur in dem Kopenhagener Gasthaus sagt: «Die Seele der nordischen Völker wohnt in isländischen Büchern, und nicht in den Menschen, die jetzt im Norden wohnen oder in Island selbst. Doch die Völva hat geweissagt, daß am Ende die goldenen Tafeln der Urzeit im Grase wiedergefunden werden.» (III, Kap. 12).

Die mittelalterlichen Texte sind Islands wertvollster Besitz, die Seele des Landes wohnt in der Poesie, selbst in den dunkelsten Stunden der Geschichte hat sie die Hoffnung auf eine lichtere Zukunft nicht sterben lassen. Dies nationale Pathos schwingt nicht nur in Arnas Anaeus' Worten mit, wir vernehmen es auf vielen Seiten des Romans, auch auf der letzten. Snaefridur Islandsonne und ihr Eheliebster Sigurdur Sveinsson, erwählter Bischof von Skalholt – zweite heilige Stätte der isländischen Geschichte – verlassen Thingvellir auf schwarzmähnigen Pferden, nicht auf weißen, wie Snaefridur und Arnas es erträumten: auf schwarzen Pferden reiten sie «im Morgenlicht».

Die Jahrhunderte staatlicher Abhängigkeit gehören der Vergangenheit an, über Thingvellir ist der Klang der Glocke wieder zu vernehmen, wie wir in dem 1944 von Laxness verfaßten Gedicht «Stóð ég við Öxará» (Ich stand an der Öxara) lesen:

Ich stand an der Öxara  
 die Morgenröte über den Bergen,  
 froh und kräftig ertönte  
 die Glocke, die einstmals barst,  
 heller Laut liegt  
 über See und Wald.  
 Meine Glocke, deine Glocke  
 ruft uns heim zu sich. (3. und letzte Strophe, in: Kvæðakver,  
 2. Aufl., 1949, 140.)

In der frühen Neuzeit findet Laxness den Stoff für «Die Islandglocke», den Stoff seines nächsten Romans zwingt ihm die Gegenwart, «das pulsierende Leben seiner Umwelt», um ihn selbst zu zitieren (vgl. S. 61), auf. «Die unsterblichen Blumen» will er anfangs den Roman nennen, doch zeigt das Titelblatt dann bei seinem Erscheinen auf dem isländischen Buchmarkt im Jahr 1948 nur ein Wort: «Atómstöðin» (Atomstation).

Politische Vorgänge in Island drücken dem gesellschaftlich engagierten Schriftsteller nur wenige Zeit nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Feder in die Hand, er kann nicht schweigen, wenn es in seinen Augen nicht allein um die Unabhängigkeit des Landes, sondern um das Überleben der gesamten Menschheit geht. Die Ereignisse jener Zeit sind für uns, die wir auf das Jahrhundertende zugehen, längst dahingegangene Geschichte. Ein Blick zurück auf die Jahre kurz vor der Jahrhundertmitte ist so gewiß angebracht. 1940 bzw. 1941 kamen mit den britischen und amerikanischen Truppen die Soldaten fremder Staaten nach Island, während des Krieges gegen das nationalsozialistische Deutschland brachten die Isländer auch Verständnis für die Notwendigkeit ihres Aufenthalts auf der Insel auf, zumal die Anwesenheit der US-Amerikaner dem Land auch einen enormen ökonomischen Aufschwung bescherte. Mit dem Kriegsende zog der Großteil der Truppen – wie im Abkommen von 1941 vorgesehen – ab, nur etwa 2000 Soldaten bleiben zurück. Als aber im Herbst 1945 die Öffentlichkeit davon erfährt, daß die USA die isländische Regierung um die Überlassung dreier Militärstützpunkte für 99 Jahre gebeten haben, stößt dies Er suchen bei einem großen Teil der Bevölkerung – ein Jahr nach Erringung der Unabhängigkeit! – auf wenig Verständnis, ja, auf Ablehnung. Da 1946 Kommunal- und Parlamentswahlen stattfinden, werden die Forderungen für eine Zeitlang zurückgestellt; die Parlamentswahlen bringen keine großen Veränderungen in der Parteienlandschaft, und schon am 27. Juli nimmt der Premierminister, Ólafur Thors, Vorsitzender der größten Partei, der «Unabhängigkeitspartei» (Sjálfstæðisflokkur), ohne das Kabinett und den außenpolitischen Ausschuß des Althings zu informieren, Geheimverhandlungen mit US-Beamten auf, die zu einem Vertragsentwurf

führen, demzufolge Island den USA für 6 1/2 Jahre den Flughafen Keflavik überläßt, für Aufgaben, die die USA im Zusammenhang mit der Besetzung Deutschlands zu erfüllen haben. Die Soldaten sollen durch etwa 600 Zivilkräfte ersetzt werden.

Für nicht wenige Isländer war diese Forderung der USA nicht hinnehmbar, am heftigsten artikulierten die Linksintellektuellen, vor allem aber die Kommunisten, ihren Protest, ist doch für sie die Militärbase nichts anderes als eine getarnte Atomstation (*atómstöð*), die Island in die Auseinandersetzung der beiden Supermächte – der Kalte Krieg hat eben eingesetzt – hineinziehen könnte. Die Gegner des Keflavik-Pakts melden sich zu Wort, in den Medien und auf Kundgebungen im September und Oktober 1946, unter ihnen finden wir Halldór Laxness, der mit leidenschaftlich-zornigen Reden und Zeitungsartikeln in die Debatte eingreift. Bis Ende November schreibt er fünf Beiträge zur «Landesverratssache», wie er auf dem ersten Blatt seines ersten Entwurfs zu dem Roman notiert; er ist erzürnt über die Aufgabe der Souveränität, über diesen Vertrag mit dem Verzicht auf Unabhängigkeit; die westlichen Großmächte bezeichnet er als Idioten, die isländischen Politiker, die sich für den Vertrag aussprechen, sind für ihn Lümmel, Quislinge und gemeine Landesverräter. Für ihn beinhaltet der Vertrag «Verzicht auf isländischen Stolz, isländische Hoffnungen, isländische Vaterlandsfreuden, auf das Vergnügen, Mensch unter Menschen zu sein», so am Tag vor der Parlamentsentscheidung («Er komið að kveðjustund»? (Ist es Zeit, Abschied zu nehmen?), in: *Reisubókarkorn*, 2. Auflage 1963, 73f.).

Am 5. Oktober entscheidet sich das Althing mit überzeugender Mehrheit für den Vertrag: 32 Abgeordnete (20 *Sjálfstæðisflokkur*, 6 *Alþýðufl.*, 6 *Framsóknarfl.*) stimmen dafür, 19 (10 *Sameiningarfl.* *Sósíalistafl.*, 2 *Alþýðufl.*, 7 *Framsóknarfl.*) dagegen. Für Laxness sind die Ja-Sager «32 Verbrecher», sie haben die Ehre Islands geschändet, sie «beugten sich unter unrechtmäßige Forderungen von außen, lieferten unsere heiligsten Rechte aus, das Recht, ein selbständiges Volk zu sein und zu heißen – und betrogen zugleich alle kleinen Nationen der Welt». («Baráttan sem nú er hafin» (Der Kampf, der nun begonnen hat), Rede zum 7. Nov., Jahrestag der Oktoberrevolution, in: *Reisubókarkorn*, 2. Auflage 1963, 77). Laxness gesteht ihnen keinen Platz mehr in der isländischen Gesellschaft zu, sie sind ausgestoßen, zwischen ihnen und den Isländern gibt es keine Verbindung mehr.

In eben diese Zeit fällt auch die Heimholung der sterblichen Überreste von Jónas Hallgrímsson (1807–45): der Lieblingssohn der Nation, der große Dichter der Romantik, kehrt nach über 100 Jahren von Dänemark

nach Island heim. Die Beisetzung auf dem «Nationalfriedhof» von Thingvellir findet am 16. November 1946 statt. Das Blatt der Kommunisten, «Pjóðviljinn», findet für die feierliche Zeremonie am folgenden Tag die Schlagzeile: «Der Schlußakt der schändlichen Farce mit Jónas Hallgríms-sons ‹Knochen›.» Und dann lesen wir in dem Artikel u.a.: «Ausgewählte Parlamentsabgeordnete von den 32 trugen den Sarg aus der Kirche; voran gingen Jónas frá Hriflu und Ólafur Thors.»

Beide Ereignisse, das Für und Wider um den Keflavik-Vertrag und die Episode von der Heimholung der sterblichen Überreste Jónas Hallgríms-sons, geben «Atomstation» das Zeitkolorit; das sarkastisch-böse Wort «Land verkaufen, Knochen ausgraben» (Selja land, grafa bein) wird zum Leitmotiv des Romans.

Der erste Satz des Romans ist eine Frage, eine triviale, ganz alltägliche Frage: «Soll ich diese Suppe hineinragen?», doch sie führt uns mitten hinein in das Geschehen. Gestellt wird sie von dem neuen Dienstmädchen im Haus von Dr. Bui Arland, Großkaufmann und Parlamentsabgeordneter; Uglar ist ihr Name und seit kurzem in Reykjavík bei dem Abgeordneten ihres Wahlkreises aus dem Nordland beschäftigt. 21 Jahre alt, ein einfaches und unverbildetes Mädchen, das neugierig und staunend ihre neue Umwelt entdeckt, die Stadt und deren zivilisatorischen Errungenschaften. Mit Uglas Augen sehen wir die Familie im Haus Arlands, den sympathisch wirkenden Hausherrn, seine arrogant auftretende Frau und die verzogenen Kinder. Wir kommen mit ihr in das Haus des Organisten, eine bescheidene Wohnung, bei ihm möchte sie in ihrer Freizeit das Orgelspiel erlernen für ihre heimatliche Kirche; dort macht sie die Bekanntschaft mit recht absonderlich-eigenartigen Figuren. Schließlich besuchen wir mit ihr eine Zellensitzung «der Partei» (Kommunisten), wo sie von den Nöten der armen und abgearbeiteten Menschen hört (u.a. geht es um die Errichtung einer Kinderkrippe), unter ihnen fühlt sie sofort, «daß ich in allem mit diesen Menschen einer Meinung war und immer sein würde, ganz egal», um was es ginge, auch dann, wenn es hieße, «ihr Land gegen die Zylinderhüte zu verteidigen, die es ihnen abschwindeln wollten, um es dann wieder zu verkaufen.» (7. Kap. Bei der Zellensitzung).

Im Haus ihres Arbeitgebers wird sie Zeugin heimlicher Zusammenkünfte; Bui Arland empfängt in später Nacht Amerikaner und isländische Politiker, unter ihnen auch seinen Schwager, den Premierminister – «die Aufgeblasenheit steckte diesem kleinen, dicken Mann offensichtlich im Blut» (8. Kap. Das Nachtessen) –, völlig betrunken stößt dieser heraus: «Warum ich das Land verkaufen will? [...] Weil mir das mein Gewissen gebietet», und hier hebt der Minister drei Finger seiner rechten Hand. «Was

ist Island für die Isländer? Nichts. Nur der Westen ist wichtig für den Norden. Wir leben für den Westen, wir sterben für den Westen, einen Westen. Kleinstaaten – Scheiße. Der Osten wird ausgelöscht werden. Der Dollar wird bestehen.» (8. Kap.). Nachdem er das Haus verlassen hat, erklärt ihr Bui Arland lachend, daß die Menschen betrunknen alle ehrlich seien.

Bald darauf steht Ugla in einer erregten Menschenmenge vor dem Parlamentsgebäude, in dem die Abgeordneten über die Abtretung einer Bucht im Land, «die sich als Atomstation für einen Atomkrieg eignet», beraten. Schließlich beruhigt «ein kleiner, dicker, aufgeblasener Mann» die schreienden Menschen vom Balkon herab: «Ich schwöre, schwöre, schwöre – bei allem, was diesem Volk heilig war und ist: Island wird nicht verkauft werden.» (8. Kap. Der Eid).

Seit Ugla zum ersten Mal Bui Arland gesehen hat, hat sie eine Schwäche für ihn, doch bedeutet ihr der «schüchterne Polizist», den sie im Haus des Organisten kennengelernt hat, mehr; als sie fühlt, daß sie ein Kind von ihm erwartet, zieht sie für mehrere Monate zu den Eltern in das Eystridalur im Nordland. Kritisch hört sie den Gesprächen der Bauern zu – sie leben noch in der Heldentradition der Sagas –, nimmt an der Einweihung der Kirche teil, bekommt schließlich eine Tochter. Die ländliche Heimat ist ihr fremd geworden, und so kehrt sie in die Stadt zurück. Ganz ohne Absicht und gegen ihren Willen, so beruhigt sie sich, verbringt sie die erste Nacht dort mit Bui Arland, weiß aber am anderen Morgen, daß sie nicht zu diesem Mann gehört. Auf dem Weg zum Organisten hört sie von einem alten Bekannten, daß das Parlament – gegen die Stimmen der Kommunisten – das Land gegen Dollar verkauft habe und auch die Leute auf der Straße hätten dazu geschwiegen, «sie sind Kinder» [...], sie «sind naiv». (24. Kap. Der Hauptplatz vor Tagesanbruch). Sie erfährt aber auch, daß ihr Freund im Gefängnis sitzt wegen Geschäftsverfehlungen; der Organist schenkt ihr eine beträchtliche Geldsumme – er verkauft sein Haus –, um ihn frei zu bekommen. So geht sie dann im letzten Kapitel («Die unsterblichen Blumen») mit dem vom Organisten geschenkten Blumenstrauß zum Gefängnis, unversehens befindet sie sich in einem Trauerzug: «Nach dem Pomp zu urteilen, wurde hier ganz sicher kein armer Schlucker begraben, denn soviel ich sah, waren die Größen des Landes, die ich im vergangenen Jahr vom Ansehen kennengelernt hatte, als ich ihnen nachts aufmachte, wieder hier versammelt, schwarz und weiß gekleidet, den Zylinderhut in der Hand, der Premierminister und die übrigen Minister [...]», und unter ihnen erblickt sie auch Bui Arland. «Ich sah mich um, wie ich diesen Platz auf dem schnellsten Weg verlassen könnte, drückte meinen Blumenstrauß

fester an mich und lief los. Was wäre mir das Leben ohne diese Blumen wert gewesen?»

«Atomstation» erscheint 1948. Nicht nur die zornige Reaktion eines Gegners des Keflavik-Vertrags ist der Roman, auch kein rasch für den Tag geschriebenes Stück Prosa, wenn der Autor auch seine tiefe Verachtung für die «Landesverräter» auf mancher Seite des Buches nicht zurückhalten kann. Die bei Laxness übliche Sorgfalt bei der Ausarbeitung eines Romans finden wir auch hier, wenn der für ihn ungewohnt kurze Text auf den ersten Blick auch nicht den Eindruck macht. Erste Vorarbeiten liegen schon aus der Zeit kurz nach dem Althingbeschuß vom 5. Oktober 1946 vor, im Winter 1946–47 schreibt er einen ersten Entwurf, den er im Sommer und Herbst 1947 zusammenstreich und straft, nach einer weiteren Fassung folgt schließlich die endgültige – das fünfte Manuskript –, die dann als Druckvorlage dient. (Zur Genese des Romans vgl. P. Hallberg: «Aus der Werkstatt eines Romanciers»: Úr vinnustofu sagnaskálds. In: Tímarit Máls og menningar, 1953, 145–165.)

Der Roman gliedert sich in 27 kurze Kapitel, die vielfach nochmals in – insgesamt 57 – Teilabschnitte, die eine bis vier Seiten umfassen, untergliedert sind. Telegrammstilartig sind die Kapitel und Teilabschnitte betitelt, sie nehmen das in der Folge Erzählte vorweg, so z. B. Island auf der Straße; Ein Jugendpalast; Der Eid; Eine Orgie; Eine Leiche in der Nacht; Philosophie für Fortgeschrittene; Kalt in der Neujahrsnacht; Das Nachtessen. Vermag sich hier die Leserin oder der Leser etwas darunter vorstellen, so gibt es aber auch Kapitelüberschriften, die erst durch das Erzählte verständlich werden, so Budubodi; Zwei Götter; Portugiesische Sardinen und D.L.; Ein Gott. Hart und unvermittelt setzen die Kapitel bzw. Teilabschnitte ein, hart und unvermittelt brechen sie ab. Erzählt wird schnell, fast nervös, Ruhe gibt es nicht, von gemächlichem epischen Erzählen kann nicht die Rede sein.

Bis auf wenige Kapitel, 19–22, also nur vier von den 27 Kapiteln, spielt der Roman in Reykjavík; für das abseits liegende Tal im Nordland, wo die Protagonistin der Niederkunft ihres Kindes entgegensieht, bleiben nicht viele Seiten. Erzählt wird das Ganze von einer Ich-Erzählerin. Mit ihren Augen sehen und mit ihren Ohren hören wir, was sich im Haus der Familie Arland und im Haus des Organisten tut, bei den Zellensitzungen der Kommunisten, auf den Straßen und Plätzen der Stadt und in der Abgeschiedenheit des fernen Nordlandtals. In einfachen und schllichten Sätzen berichtet das Ich von dem Gesehenen und Gehörten, aber auch von seinen Gedanken und Überlegungen. Für ein einfaches Mädchen vom Land kann man bisweilen nur darüber staunen, welche Gedanken ihr durch den

Kopf gehen; so wenn sie Namen aus der Musik und Dichtung (3. Kap. Zwei Götter) nennt oder sich zur Malerei äußert (5. Kap. Die Bilder im Haus). Das 21jährige Mädchen, das als Dienstmädchen eben mit der städtischen Zivilisation und der Kultur Bekanntschaft gemacht hat, zeigt eine erstaunliche Reflexionstiefe – hier mischen sich wohl Gedanken des Autors in die Überlegungen der Ich-Erzählerin ein. Nicht zeitgleich mit den Ereignissen erzählt dieses Ich, sondern im Rückblick auf jene Monate, die noch nicht lange verflossen sind. Sich und die Dinge um sich herum betrachtet sie nicht völlig unbefangen, sondern im Bewußtsein der gemachten Erfahrungen. Getrennt hat sie sich aber auch von jener im heimatlichen Nordlandtal üblichen Erzählweise, nie über seine eigenen Gedanken zu sprechen: «Wenn eine Geschichte keine Geschichte mehr ist, sondern anfängt, einen selbst zu betreffen, das eigene Selbst in seiner tiefsten Bedeutung, dann ist es häßlich, darüber zu sprechen; und noch häßlicher darüber zu schreiben. So bin ich erzogen, das bin ich, keiner kann über seinen Schatten springen» (9. Kap. Der Schlüssel). Über diesen Schatten ist sie, wenn auch behutsam, gesprungen, als sie die ganze Geschichte erzählt.

Die Aufnahmefähigkeit einer Einzelperson ist stets mehr oder weniger begrenzt, sicherlich weniger, wenn sie «gar keine Ausbildung» gehabt hat (1. Kap. Keine Angst vor ihr), wie Uglia zugibt. Wie also steht es um die Aufnahmefähigkeit der Ich-Erzählerin des Romans? Was sieht sie? Was hört sie? Was macht sie aus ihren Erfahrungen?

Im Haus des Großkaufmanns und Parlamentariers Bui Arland, wo sie als Dienstmädchen arbeitet (engt dies nicht schon die Perspektive der Beobachterin ein?), verfolgt sie aufmerksam und kritisch das Tun und Treiben der Familienmitglieder: da ist die vornehm sich gebende und arrogante Frau des Hauses, die sie warnt vor dem Bücherlesen und davor, Kommunistin zu werden; da sind die Kinder Bubu, Dudu und Didi, die nicht nur mit ihren Namen der Mode der Zeit verfallen sind, deren natürlichen Kern als Mädchen und Jungen sie dann aber kennenlernt, als sie in der Abwesenheit der Frau des Hauses das Haus hüten muß; schließlich ist da der Herr des Hauses, den sie vom ersten Augenblick an bewundert und bei dessen Anblick sie schwach wird, wann und wo immer sie ihn trifft. Ein äußerst sympathischer Mann ist dieser Bui Arland, ein hochintelligenter Vertreter des Großbürgertums, tolerant und verständnisvoll für alle Ansichten und Meinungen. Eine andere Seite seines Wesens lernt sie kennen, als er mit ihr über den Verlust Gottes, über die Ohnmacht des Ichs gegenüber der Zeit und über die Einsamkeit des Menschen philosophiert. «Ja, leider sind wir gegen den Kommunismus,» sagte er und gähnte müde. «Wir sind nicht für ihn konditioniert, wie man in der Psychologie sagt: Wir sind

gegen ihn konditioniert, und folglich haben wir Angst vor ihm. Dennoch zweifelt niemand daran, daß der Kommunismus siegt, zumindest kenne ich niemanden, der daran zweifelt – ich kann Ihnen das anvertrauen, weil es zwölf Uhr Mitternacht ist, und da fängt man an, freimütig zu werden; wenn nicht geradezu leichtsinnig. Dagegen sind Sie nicht gegen den Kommunismus konditioniert, und Sie haben keinen Grund, ihn zu fürchten, deshalb sollen Sie Kommunistin sein, wenn Sie wollen, zu einem gesunden Mädchen aus dem Nordland paßt es gut, Kommunistin zu sein, zumindest besser, als eine feine Dame zu sein: Ich verstehe Sie, obwohl ich selbst am liebsten nach Patagonien ginge.» (14. Kap. Philosophie für Fortgeschrittene).

An dieses Gespräch knüpft er in jener Nacht, als sie ihn bei ihrer Rückkehr nach Reykjavik aufsucht, an. Er spricht vom Untergang des Kapitalismus, der die Weltkultur mit sich in die Tiefe reißen werde, er spricht von der Aufteilung der Welt in Ost und West und von der Atombombe: «Es ist ein Kampf zwischen zwei Prinzipien», sagte er: «Die Front verläuft durch alle Länder, alle Meere, alle Lufträume, vor allem aber mitten durch unser eigenes Bewußtsein. Die Welt ist eine einzige Atomstation». Seine Welt sei verurteilt, ist sein Schluß (23. Kap. Patagonien).

Dieser bürgerliche Intellektuelle, dieser müde Skeptiker, der über Reichtum und Macht verfügt, der Uglas alles, worum sie ihn bittet, verspricht, ist der Versucher in ihrem Leben, rechtzeitig erinnert sie sich an die biblische Geschichte von der Versuchung Jesu durch den Teufel in der Wüste: All das werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbittest (Mt. 4.9 bzw. Lukas 4.7). Sie ist der Versuchung nicht erlegen.

Uglas sieht in Bui Arland einen freundlichen und umgänglichen Mann, eine sympathische Ausnahmehrscheinung unter jenen Repräsentanten der bürgerlichen Gesellschaft, die im Haus ihres Dienstherren verkehren, bis ihr die Augen aufgehen, als sie ihn unter den Zylinderträgern bei der Beerdigung des Lieblingssohns der Nation entdeckt: auch er ist einer jener Hurrapatrioten, die das Land verkauft haben.

Und was sind das für Menschen, die im Haus des Organisten ein- und ausgehen? Ole Figur, das spiritistische Medium, Kleopatra, die auch schon bessere Tage gesehen hat, Brillantine mit den Zwillingen und Benjamin, der Atomdichter, die zwei Götter. Diese Figuren aus einem Panoptikum braucht Laxness nicht zu erfinden, er verpflanzt sie aus der Reykjaviker Wirklichkeit der Nachkriegsjahre in seinen Roman, dies gilt übrigens auch für die Farce mit den verwechselten Kisten portugiesischer Sardinen und dänischen Lehms. Zwischen diesem Strandgut des Lebens, dem Uglas bei ihrem Lehrer begegnet, und den Mächtigen des Landes be-

steht kein großer Unterschied, wie dieser ihr bei einer Gelegenheit klar macht: es sind nur «kleine Gauner», die es zu nichts bringen werden, um aber als Politiker berühmt zu werden und einen Orden zu erhalten, braucht er Millionäre, für sie kann er das Land an Amerika verkaufen, «dann wirst du Minister, dann bekommst du einen Orden»! (9. Kap. Schlechte Nachrichten von den Göttern).

Und wie sieht sie die Menschen ihres heimatlichen Nordlandtals, wo sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hat? «Oft kommt es mir so vor, als ob diese Männer spielen: Die Unwirklichkeit der Rolle ist ihre Sicherheit [...]. Wahrscheinlich ahnen sie, daß es [...] mit ihrer Sicherheit zu Ende geht» (19. Kap. Ein Gott). Die Bauern im Eystridalur leben noch ganz in der Vergangenheit, sie reden fast ausschließlich über die Helden der Sagas, gleichgültig ob sie nun im Recht oder Unrecht gewesen sind. Natürlich sind für sie Politiker eine Art Sagahelden in einer zeitgenössischen Saga, sie kämpfen nicht mit Schwert oder Spieß, sondern mit wüsten Beschimpfungen und Verleumdungen. Das Pferd ist für sie ein vollkommenes Wesen, sie reden von «das Gott» und weihen eine neue Kirche mit einem Fenster über dem Altar, das den Blick freigibt auf die Halde, den grünen Hang, «wo das All-Leben wohnt» (19. Kap. Der Kirchenbauer). Nach der Geburt ihrer kleinen Gudrun verläßt sie ihre Eltern, sie fühlt sich fremd zu Hause, sie geht zurück in die Stadt, in die Fremde, wo sie sich zu Hause fühlt. Das Haus ihres Vaters, des Bauern Falur im Tal, ist ihr nur ein Zufluchtsort gewesen, «das Leben auf dem Land ist zu Literatur, Dichtung und Kunst geworden». (22. Kap. Die Pferde).

Menschen, denen sie sich nahe fühlt, trifft Uglar allein in den Zellensitzungen der «Partei», sie gerät direkt ins Schwärmen, wenn sie von diesen «armen, abgearbeiteten Menschen» (7. Kap. Bei der Zellensitzung) erzählt. Sie diskutieren über den Entwurf eines Programms, das das Zentralkomitee vorgelegt hat, über die Errichtung einer Kinderkrippe und über die finanzielle Unterstützung der Zeitung der Partei, die der Klassenfeind fürchtet, sagt sie doch die Wahrheit über den Plan der Regierung, das Land zu verkaufen. Bei diesen Menschen weiß sie, daß sie mit ihnen einer Meinung ist und immer sein wird, ganz egal, worüber sie auch sprechen. Daran wird sie auch die Sprache nicht hindern, der sie sich bedienen: ihre Buch-Sprache, ihre gelernten Wahrheiten.

Die nachhaltigste Wirkung auf Uglar – ihren Namen hat sie mit dem Vogel der Weisheit gemein – haben die Stunden, die sie bei dem Organisten verbringt, der ihr nicht nur das Orgelspiel beibringt; sein verständnisvolles Eingehen auf alle seine Gäste, die sich bei ihm einfinden, versetzt sie stets aufs neue in Erstaunen. Manche Äußerung ihres Lehrers und väter-

lichen Freundes begreift sie wohl nicht; im Gespräch mit ihm erscheint ihr alles, was sie denkt, als plumpe Übertreibung, und nicht wenige Male ist sie frappiert, wenn er allgemein anerkannte Ideen in Frage oder geradezu auf den Kopf stellt. So will er nichts wissen von sittlichem Verhalten, für ihn gibt es nur verschiedene praktische Sitten, auch herrschen für ihn in der Welt entweder zweckmäßige oder unzweckmäßige Verhältnisse für die Menschen, Heldentum hat für ihn nichts mit der Sache zu tun, für die einer kämpft, vollkommener als Gott ist ihm der Mensch, dieser ist unsterblich, selbst die Atombombe wird die Menschheit nicht ausrotten: «Wenn die Atombombe bei dieser Weltrevolution, die jetzt vor sich geht, die Städte dem Erdboden gleichgemacht hat, weil sie der Entwicklung hinterherhinken, dann beginnt die Kultur des Bauernlandes, die Erde wird ein Garten, wie es ihn noch nie gegeben hat, außer in Träumen und Gedichten –

Und wir beginnen wieder, an die Pferde zu glauben, sagte das Mädchen aus dem Nordland, lehnte sich hinter dem nicht schüchternen Polizisten in das Sofa zurück und war eingeschlafen.» (Kap. 25, Vor und nach dem Atomkrieg). Darf man Uglas Einschlafen als eine Antwort auf die Worte des Organisten verstehen?

Manche Züge der Figur des Organisten hat der Autor von Erlendur í Unuhusi übernommen, seinem Freund für viele Jahre, dem er so viel zu verdanken hat, wie es in der Widmung, die dem Buch vorangestellt ist, heißt. Wie sehr der Organist seinem Freund ähnelt, belehrt uns der Abschnitt «Der Sohn des Gudmund selig in der Apotheke und andere Menschen» in den biographischen Aufzeichnungen «Zeit zu schreiben» (Skáldatími): Erlendur ist eine vielfältige Begabung, er hilft den Menschen, wann immer er kann, sein Haus ist allabendlich voller Gäste, bis er es verkaufen muß, weil der Haushalt so viel Geld verbrauchte: für ihn ist die Freiheit des Geistes Grundlage allen menschlichen Lebens, er bringt Laxness – dies sei hier schon erwähnt – in den Bannkreis des Taoismus, «der ihn seitdem nie mehr verlassen sollte».

Die Weisheiten des Organisten mögen Uglas nicht nur bei dessen Vorstellungen von der Welt nach einem Atomkrieg ermüdet haben, manches Mal wird er wohl über ihren Kopf hinweggeredet haben. Einige Erkenntnisse jedoch hat sie in diesem einen Jahr gewonnen: sie weiß nun, daß «wir in einer Verbrechergesellschaft» leben und daß die menschliche Gesellschaft verändert werden muß, auch ist sie überzeugt, daß es besser ist, «wenn ich versuche, ein Mensch zu werden», wie sie dem Vater ihres Kindes bedeutet (21. Kap., Die nordländische Handelsgesellschaft). Und auch Bui Arland gegenüber wiederholt sie: «Ich will ein Mensch werden»

(23. Kap., Telephonisches), vorerst heißt dies für sie, sie wird die Abendschule besuchen und Kinderkrankenpflege erlernen.

Erinnern uns Uglas Sätze nicht an Äußerungen einer anderen Frauenfigur der Weltliteratur? An eine Frau, die ihrem Mann in einem entscheidenden Gespräch sagt, sie müsse erst einmal versuchen, «ein Mensch zu werden». Zwischen Nora Helmer, der Protagonistin in Henrik Ibsens «Ein Puppenheim» (1879), und Uglas liegen sieben Jahrzehnte. Das Frauenemanzipationsdrama des Norwegers – das es nach dessen Meinung nicht sein sollte – ist ein Stück Tendenzliteratur, und dies ist ganz sicher auch der Roman «Atomstation».

Die satirische Überzeichnung politischer Ereignisse in Island in den frühen Jahren des Kalten Krieges zwischen Ost und West und die bitterböse Attacke auf die «Zylinderhüte», die konservativ-liberalen Kräfte des Landes, machen aus dem Roman ein literarisches Bravourstück – mit der historischen Wahrheit hat dies wenig zu tun, sollte es wohl auch nicht. Das Bizarre und Chaotische, das der Autor in dem kleinen Island geschehen lässt, ist ihm Sinnbild für den chaotischen Zustand der großen Welt, in der zwei Prinzipien kämpfen und in der mitten durch «unser Bewußtsein» die Frontlinie geht: «Die Welt ist eine einzige Atomstation» (23. Kap.). Mit dem Organisten und Uglas, der Ich-Erzählerin, glaubt ihr Schöpfer, der Autor, an das Weiterleben der Menschen, sie sind unsterblich, wie die Blumen, die der Organist Uglas bei ihrer letzten Begegnung schenkt: «Du schneidest sie im Herbst, und sie wachsen wieder im Frühling – irgendwo». (Schlußsatz des vorletzten (26.) Kap.).

Im 19. Kapitel (Abschnitt: Die Kirchenbauer) der «Atomstation» sehen wir mit Uglas Augen die Bewohner ihres heimatlichen Tals im Nordland. Nicht ohne insgeheime Sympathie erzählt sie von diesen Männern, die sich neben ihrer Arbeit «fast den ganzen Tag über die Helden aus den Sagas» unterhalten: «Bard-Jon hatte am meisten für die Helden übrig, die sich im Gebirge oder auf weit draußen im Meer liegenden Inseln aufhielten. Seine Bewunderung galt nicht so sehr der Dichtung der Helden, sondern dem, wie lange ein Held sich allein gegen viele im Kampf verteidigen konnte, ohne Rücksicht auf die Sache, um die es ging; ihm war es gleichgültig, ob ein Held im Recht oder im Unrecht war. Fast immer waren die Helden von Anfang an im Unrecht, sagte er; sie wurden Helden, nicht weil sie für eine edle Sache kämpften, sondern weil sie nie aufgaben, nicht einmal, wenn sie lebendigen Leibes zerstückelt wurden. Von den Helden, die als Geächtete in der Einöde hausten, liebte er ganz besonders Grettir den Starken, und zwar aus denselben Gründen, die am Schluß der Saga von Grettir aufgezählt werden: weil er länger in der Einöde hauste als andere

Männer; weil er sich besser als alle anderen Männer mit Gespenstern herumschlagen konnte; und weil er weiter weg von Island gerächt wurde als irgendein anderer Held, und dazuhin in der größten Stadt der Welt, in Konstantinopel.

Die Helden meines Vaters hatten menschlichere Züge, sie mußten zumindest die Stammväter bekannter Geschlechter sein, wenn sie sein volles Vertrauen genießen sollten, noch besser aber Dichter. Berge und Meeresklippen waren kein Ort für seine Helden. Dieser rechtschaffene Mann, der nie jemanden auch nur um einen Öre betrogen hatte, fand nichts dabei, daß diese Helden auf Schiffen mit weit aufgesperrten Drachenmäulern nach Schottland, England und Estland segelten, um dort unschuldige Menschen niederzumetzeln und deren Besitz abzutransportieren. Und dieser bescheidene Talbauer empfand es auch nicht als Makel, wenn ein Held Menschen ins Gesicht spuckte, Leuten die Kehle durchbiß oder ihnen mit dem Finger ein Auge herausriß, wenn er an ihnen vorbeiging, statt den Hut vor ihnen zu ziehen; und eine Saga-Frau wurde nicht weniger edel, auch wenn sie einem armen Jungen die Zunge herausschneiden ließ, weil er von ihrem Teller gegessen hatte. Ich glaube, es gab keine Begebenheit in der Saga von Egill Skallagrimsson, die meinem Vater nicht mehr am Herzen lag und die ihm nicht vertrauter gewesen wäre, als alle großen Ereignisse, die sich zu seinen Lebzeiten im Land zugetragen hatten, und es gab wohl kaum eine Zeile, die Egill zugeschrieben wurde, die er nicht auswendig konnte.

Mein Held ist und bleibt Thorgeir Havarsson, sagte Geiri in Midhus. Und warum? Weil er das kleinste Herz von allen Leuten in den Sagas hatte. Als sie ihm dieses Herz herausschnitten, das nie Furcht gekannt hatte, nicht einmal in Grönland, da war es nicht größer als ein Spatzenmagen —».

Sagahelden solcherart sind auch Laxness vertraut, er macht sogar Thorgeir Havarsson zu einer Hauptfigur in seinem nächsten Prosawerk, das er 1952 unter dem Titel «Gerpla» (Die glücklichen Krieger) veröffentlicht. «Von allen Helden in den Westfjorden haben wohl zwei den größten Ruhm erlangt, als da sind die Schwurbrüder Thorgeir Havarsson und Thormod Bessason.» So heißt es lapidar im ersten Satz des Romans. Über diese beiden Männer sind viele ausgezeichnete Bücher verfaßt worden, lesen wir dann weiter: «Die meisten Erzählungen, die von diesen Helden handeln, dünken uns so bemerkenswert, daß sich manch schlaflose Nacht verlohnt, die Erinnerung daran wieder einmal aufzufrischen.»

Der Erzähler (später erfahren wir, daß er mit dem Autor identisch ist) möchte die alten Erzählungen für «das kraftlose Geschlecht unserer

Tage» wieder auffrischen (ibid.), er holt einen Stoff aus der Vergangenheit, der seinen isländischen Leserinnen und Lesern vertraut ist, leben sie doch mit den Helden ihrer mittelalterlichen Literatur. Doch was ist mit denen, die nicht in der Sagaliteratur zuhause sind? Lassen wir aber erst einmal die Ruhmestaten der beiden Helden Revue passieren, bevor wir uns den literarischen Quellen des Autors zuwenden.

Etwas mehr als ein Drittel des Romans, 20 von insgesamt 52 Kapiteln, erzählt von der Herkunft Thorgeir Havarssons und Thormod Bessasons, von ihren Eltern, ihrer Kindheit und Jugend. Geboren sind sie gegen Ende des 10. Jahrhunderts, in den ersten Jahren «der Herrschaft des Jarl Hakon Sigurdsson über Norwegen; und als der dänische König nach dem Fall Olaf Tryggvasons Norwegen in Besitz nahm, waren Thorgeir und Thormod junge Burschen» (Kap. 1). Thorgeirs Vater, der Bauer Havar, hält nicht viel von Arbeit, er findet es ehrenvoller, Menschen zu erschlagen, bis er eines Tages selbst auf hinterhältige Weise umgebracht wird. Zu der Zeit ist Thorgeir sieben Jahre alt, er schlägt ganz seinem Vater nach, und die Mutter fordert noch diese Sinnesart, liegt doch für sie der Wert eines Mannes allein «in seiner Tüchtigkeit im Krieg, in seiner Tapferkeit und Verschlagenheit» (3. Kap.).

Von Thormod Bessason erfahren wir, daß er «schon früh für klug, aber auch für scharfzüngig» galt und von seinem Vater die Dichtkunst lernte (2. Kap.). Bald schon gilt er als ein anerkannter Dichter, er macht sich durch Verse auf Frauen beliebt, und eines dieser Gedichte verschafft ihm seinen Beinamen Kolbrunskald. Bei einer Begegnung der beiden Jungen fragt Thormod den Thorgeir, ob er sich schon einen König ausgesucht habe: «Ich werde den König unterstützen, der mit größter Grausamkeit und stolzem Sinn sich in nordischen Landen Reiche erobert», sagte Thorgeir.

«Es scheint mir,» sagte Thormod da, «daß mit dir, Thorgeir Havarsson, ein großer Held zur Welt gekommen ist. Ich gelobe, wenn du deine erste Ruhmestat vollbracht hast, die eine Odinsgabe wert ist, werde ich von zu Hause weggehen, um dich zu treffen, wo du auch sein magst, und dir ein Gedicht vortragen; von da an werden wir unseren Bund nicht wieder lösen und beide zusammen den Ringbrecher suchen, von dem wir wissen, daß er der edelste ist, und ihm unsere Dienste anbieten. Mehr ist von diesem Gespräch der beiden nicht überliefert», fügt der Erzähler hinzu (3. Kap.).

Bald schon muß Thormod sein Gelöbnis einlösen und ein Preisgedicht auf Thorgeir dichten, die «Thorgeirsache», hat doch Thorgeir den Mörder seines Vaters auf heimtückische Art erschlagen (6. Kap.). Die beiden jungen Burschen werden Freunde und nehmen sich vor, «ein heldisches

Leben zu führen und sich nicht darum zu kümmern, was Bauerntölpel und Sklaven dazu sagen mochten» (7. Kap.); schließlich schwören sie sich Blutsbrüderschaft unter «gefrorenen Rasenstücken von einem Heuschober», gelingt es doch nicht, neuen Rasen für sie zu stechen, sie mischen ihr Blut und sprechen die Formel, geloben, daß «derjenige, dem ein längeres Leben vergönnt wäre, [...] den anderen rächen und dabei keine Mühe scheuen» solle. (8. Kap.). Danach trennen sie sich, Thormod zieht auf das Gehöft von Frau Katla in Ögur und wirbt um deren Tochter Thordis, doch eines Tages erscheint Thorgeir und reißt seinen Schwurbruder aus den Armen der Geliebten. Mit einigen Kumpanen segeln sie auf einem Schiff nach dem Norden; am Hornstrand wollen sie den großen Kämpfen Butraldi besiegen. Furcht und Schrecken verbreiten sie, wo immer auch sie auftauchen, doch Butraldi stellen sie nicht, er entkommt ihnen. Als Thormod bei einer Gelegenheit Thorgeir an einer steilen Felswand das Leben rettet, wenige Zeit nachdem dieser gegenüber Thormod die Worte hatte fallen lassen: «Keine Freundschaft ist fester als die zweier Männer, die solche Kämpfen sind, daß keiner von beiden auf den anderen angewiesen ist, in welcher Sache auch immer,» (19. Kap.), kühlt sich das Verhältnis zwischen den beiden Schwurbrüdern ab; einstweilen trennen sich ihre Wege (Ende des 20. Kap.).

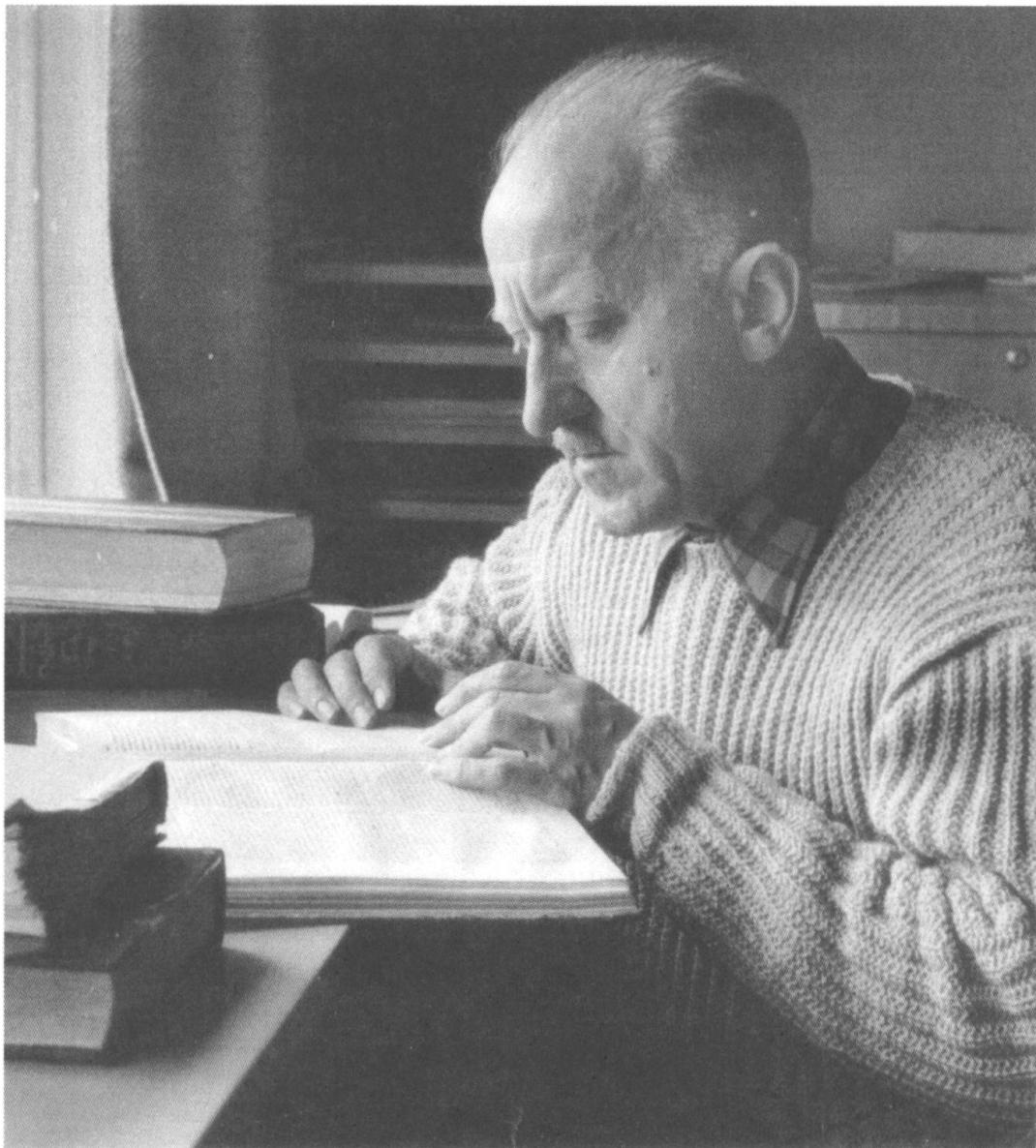
Von Thorgeirs Weg erzählen die Kapitel 21 bis 35. Auf einer Seereise mit einigen Kaufleuten wird er als Schiffbrüchiger von irischen Mönchen gerettet, gelangt in die Wikingerschar von Thorkel Strutharaldsson, genannt «der Lange», der in England mit König Adalrad in ständigen Händeln liegt, unter denen vor allem die Bevölkerung leidet, ziehen doch die Beute machenden Wikinger plündernd und mordend durch das Land: sie zerstören Canterbury und erobern nach einem vergeblichen Versuch auch London. Dann finden wir Thorgeir unter Thorkel in der Normandie, in der Gegend von Rouen, wo die Wikinger in die Machtkämpfe der Herrschenden geraten; auf der Flucht vor den sich zur Wehr setzenden Bauern wird Thorgeir von einer Viper gebissen, schwer erkrankt, pflegt ihn eine normannische Bäuerin, deren Mann die Wikinger getötet haben, doch als er ihr Angebot, sie zu heiraten, abschlägt, wird er mit Schimpf und Schande aus dem Haus gejagt (29. Kap.). In den Kapiteln 30 bis 35 hören wir von den Herrschern jener Zeit, von König Svein von Dänemark, der England erobert, von Olaf Haraldsson, genannt «der Dicke», und seinem Bischof Grimkel, die sich mit einer kleinen Flotte nach Norwegen aufmachen, «um das Gesindel zu bekehren» (32. Kap.). Von der Eroberung Norwegens wird nicht alles berichtet, nur das, was mit der Geschichte der beiden Schwurbrüder zusammenhängt, meint der Erzähler, will er doch nicht

versuchen, «die Saga König Olaf des Heiligen noch einmal zu schreiben» (35. Kap.), doch von dem Massaker bei Ringsaker und der Hinrichtung der Kleinkönige durch Olaf berichtet er breit, um dann schließlich aus der Geschichte herauszutreten: «Jetzt erhebt sich ein grasbewachsener Hügel an jenem Ufer, wo die Könige Norwegens hingerichtet wurden; Birk- und Auerhühner balzen im Gehölz wie einst; die Sonne glitzerte auf dem sich kräuselnden See, als ich dort eines Morgens im späten Frühling vorbeikam» (*ibid.*).

«Die Geschichte wendet sich jetzt nach Westen zum Isafjardardjup», mit diesen Worten eröffnet der Erzähler das 36. Kapitel. Er berichtet von Thormods Weg, von dem wir nach seiner Trennung von Thorgeir, also seit dem 20. Kapitel, nichts mehr gehört haben. Thormod hat Thordis Katladottir geheiratet, er lebt in Ruhe und Frieden, sein Lebensglück hat er in Ögur gefunden, so daß er das Dichten und auch die Arbeit gänzlich vernachlässigt. Er liebt seine Frau und seine beiden Töchter so sehr, daß er nichts anderes im Sinn hat und sein Glück ständig preist. Doch eines Morgens steht am Hoftor eine Neidstange mit einem häßlich anzusehenden Menschenkopf: es ist Thorgeirs Haupt, der keinen Heldentod gefunden hat, sondern von unbedeutenden Leuten erschlagen wurde; eindeutige Angaben über die Umstände seines Todes gäbe es nicht, meint der Erzähler, «in alten Büchern steht auch, daß Stromer aus Grönland die Leiche Thorgeirs aufgeschnitten und sein Herz herausgezogen hätten, denn es reizte sie nachzusehen, wie ein solches Kleinod beschaffen sei, das weder vor dem Leben noch vor dem Tode erzitterte; man sagt, das Herz sei sehr klein und außerordentlich hart gewesen; und als die Köche das Herz lange betrachtet hatten, kochten sie es mit Grütze, teilten es untereinander auf und aßen es, um an Kraft und Tapferkeit zuzunehmen» (36. Kap.). Thormods Schwur, den Blutsbruder zu rächen, läßt ihn in Schwermut verfallen, bis seine Frau ihm die Wahl zwischen Glück und Pflicht erleichtert, gibt sie sich doch – aus Liebe zu ihrem Mann – dem Sklaven Kolbak hin. Thormod macht sich auf die Jagd nach dem Mörder, bis nach Grönland verfolgt er ihn, wo er drei Winter lang weilt und seiner einstigen Buhlin Kolbrun begegnet; lange hält er sich bei den Inuit, friedfertigen und glücklichen Menschen, auf, und lebt mit einer Frau, Luka, zusammen. Als er sich dann mit anderen Frauen abgibt, was gegen die Sitten der Inuit verstößt, lädt er unsühnbare Schuld auf sich, er wird aus der Gemeinschaft verstoßen, muß allein leben: ein toter Mann, ein lebendig Begrabener am nördlichen Ende der Welt ist er. Allein der Liebe des Mädchens Mamluka verdankt Thormod sein Leben.

Im 43. Kap. kommt König Olaf Haraldsson wieder ins Spiel. Die Bauern und Kleinkönige haben ihn vom Thron gestoßen, er ist vor seinen Feinden aus dem Land geflohen, berichtet der Erzähler, sahen die Norweger in ihm doch nie etwas anderes als einen Mordbrenner. Er geht nach Schweden und heiratet dort Astrid, die Kebstochter des Königs von Uppsala, doch als er in einem Kriegszug gegen die Dänen unterliegt, bleibt ihm – wir zählen das Jahr 1028 – nichts anderes übrig, als mit seinem Sohn Magnus nach dem Osten zu ziehen, «nach Kiew in das Reich des Großknjas Jaroslaws des Weisen und dessen Großknjasin Ingigerd von Schweden» (46. Kap.). Um diese Zeit trifft Thormod auf einem Schiff nach zweijähriger Fahrt von Grönland in Nidaros (Trondheim) ein, nur um zu hören, daß sein König gestürzt sei; ein alter Mann ist er, lahm an den Beinen, die meisten Zähne ausgefallen, die Rache nicht vollstreckt, sein Anliegen hat er am nördlichsten Ende der Welt vergessen, die Mörder schienen nichts als Hirngespinst: «So also stehen die Dinge für einen fahrenden Gesellen wie mich,» meint er gegenüber Sigvat Thordsson, Skalde wie er, «der ich Geld und Gut, Kinder und Liebe, Weide und Äcker weggegeben habe, um für meinen Bruder gerechte Rache zu nehmen, und Hände und Füße, Nase und Ohren, Haare und Zähne draufgezahlt habe, alles in der Hoffnung, die Freundschaft eines edlen Königs zu gewinnen, den Thorgeir für uns erwählt hatte» (44. Kap.).

Der Erzähler berichtet von Olafs Aufenthalt in einem Kloster in Kiew, wo dieser die Köpfe von Blutzeugen und anderen Heiligen präpariert und die Schädel blankreibt: «Diese altehrwürdigen und blütentragenden Heiligenschädel, die Quelle vieler großartiger Wunder, wurden in der Kirche der Heiligen Weisheit in Kiew bis zu den Tagen Bischof Sigurgeirs aufbewahrt, wo wir sie sahen, als wir dieses kleine Buch in großer Bedürftigkeit zusammenschrieben» (46. Kap.). Schließlich ruft ihn der schwedische König zurück, um Norwegen wieder zu erobern; er bricht zur Heerfahrt auf mit einem zusammengewürfelten Haufen, einer Mannschaft, «die aus allerlei Gesindel bestand» (46. Kap.). Sein Hofbischof zieht nach Rom, um bei Papst Johannes XIX. für den König und sich zu bitten, doch führen seine Verhandlungen nur zu dem Ergebnis, daß «an dem Tage an dem [...]】 König Olaf Haraldsson nach Gottes Willen Gewalt und Herrschaft über dieses Land erringt [...]】 besonders aber durch einen ungewöhnlichen Tod, der als Martyrium gelten kann, so daß die himmlischen Engel ihre Freude daran haben und Klerikern und allen Leuten klar wird, daß dominus jenen auserwählt hat und für ihn mit großartigen Wahrzeichen Zeugnis ablegt, zur selben Stunde soll Bruder Grimcetillus nach Verdienst erhöht werden zu der Würde, die ihm gebührt» (48. Kap.).



Halldór Laxness 1951

Die letzten Kapitel berichten von den Vorbereitungen zur Schlacht zwischen Olaf Haraldsson und den norwegischen Bauern, von Thormods mühsamem Weg durch das Tröndelag zu seinem König. Am Abend vor der Schlacht bei Stiklastad, «in dieser letzten Nacht unserer Geschichte» (52. Kap.), wird Thormod Zeuge der Angst des Königs, und als dieser ihn bittet, sein kunstvolles Lied auf den besten Kämpfen in den nordischen Ländern und den König vorzutragen, kommen dem Skalden nur langsam die Worte über die Lippen: «Ich kann mich auf das Lied nicht mehr besinnen», dann humpelt er, gestützt auf einen Knüppel, davon und verschwindet hinter einem Hügel. Und so schließt der Erzähler den Roman mit den Worten: «Da war der Mond untergegangen, und die Nacht umhüllte Tal und Höhe zu Stiklastad – und auch die spätblühende Traubenkirsche.»

Im Herbst 1948 – die Druckerschwärze von «Atomstation» ist noch nicht recht trocken – beginnt Laxness in Rom mit der Arbeit an dem Roman; vier Jahre harter und angestrengter Arbeit sollten vor ihm liegen, bis er 1952 auf dem isländischen Buchmarkt erscheint.

Die ersten Seiten des Romanmanuskripts werden fern von Island geschrieben, das vollendete Werk stellt sich uns aber als ein genuines Stück isländischer Prosa dar. Freilich werden die Leserin oder der Leser, die sich in der mittelalterlichen isländischen Literatur und Sprache nicht auskennen, um das eigentliche Lesevergnügen gebracht, denn ohne die Welt und die Helden der Saga im Kopf präsent zu haben, werden sie den Roman nicht recht goutieren können. Laxness hat nicht zu unrecht einmal gesagt, daß das Buch eigentlich unübersetzbare sei, «auch wenn es vielleicht möglich ist, es in einer anderen Sprache zu umschreiben, was ja auch geschehen ist» (*Skeggræður gegnum tíðina*, 1972, 23). Dabei hat er weniger an die Handlung als an die Sprache des Romans gedacht, hatte er sich doch vorgenommen, wie er seinem Gesprächspartner Matthías Johannessen sagte, kein Wort zu gebrauchen, das nicht in der Sprache des 11. Jahrhunderts existiert habe, natürlich könnten sich dabei, meinte er, Fehler eingeschlichen haben, auch habe er sich bisweilen nicht an seinen Vorsatz gehalten.

Die Idee, einen derartigen Roman zu schreiben, wird Laxness schon lange mit sich herumgetragen haben, kann doch ein isländischer Schriftsteller, wie er in seinem Essay «Notizen zu den Sagas» (*Minnisgreinar um fornsögur*, in: *Sjálfssagðir hlutir*, 1946, 9–66; hier: 9) schreibt, nicht leben, «ohne ständig die alten Bücher in seinem Gedächtnis zu haben». In den vierziger Jahren bringt er einige Sagas – *Laxdoela*, 1941; *Hrafnkatla*, 1942; *Brennunjálssaga*, 1945 – heraus, doch hält er sich dabei ganz bewußt nicht

an die historisch-kritische Methode; er benutzt eine moderne Schreibweise und eine modernisierte Sprache, läßt auch Passagen weg, wenn er glaubt, sie seien für zeitgenössische Leser weniger von Interesse. Laxness zeigt sich als überzeugter Anhänger der von Sigurður Nordal (1886–1974) begründeten sogenannten «isländischen Schule», für ihn sind Sagas literarische Kunstwerke des 13. Jahrhunderts, sie sind keine historischen Dokumente, sondern der «vollkommenste Spiegel jenes Jahrhunderts, in dem sie aufgezeichnet wurden», (Notizen zu den Sagas, a.a.O. 42.). Seine Schlußfolgerung ist, daß die Sagas, um Lebensnähe zu bewahren, unserer Zeit angepaßt werden müssen. Auch den Roman «Gerpla» dürfen wir so als einen Versuch seiner Bemühungen um eine Aktualisierung der Saga betrachten, wähnt er sich doch grundsätzlich gegenüber dem Sagastoff in keiner anderen Lage als der Schreiber im 13. Jahrhundert.

Den Titel des Romans wählt Laxness in Anlehnung an die üblichen Konsonamen für berühmte Sagas, zum Beispiel «Grettla» für «Grettirs saga» (Saga von Grettir dem Geächteten), und «Hrafnkatla» für «Hrafnkels saga» (Die Saga vom Goden Hrafnkel). «Hrafnkatla» nannte auch Sigurður Nordal eine Studie von 1940, in der er den Nachweis erbrachte, daß die in der Saga geschilderten Ereignisse im wesentlichen freie Erfindung eines Autors im 13. Jahrhundert sind. «Gerpla» also steht auf dem Titelblatt – abgeleitet von *garpur*: Held, Draufgänger-, was soviel wie «Heldensaga, Heldengeschichte» bedeutet. «Die glücklichen Krieger», der Titel der in der Werkausgabe des Steidl Verlags, Göttingen, von 1991 erschienenen Übersetzung von Bruno Kress (im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1977, unter dem Titel «Gerpla. Eine Heldensage» herausgekommen), wie auch das englische «The Happy Warriors», 1958, sind nicht mehr als Versuche, den Originaltitel in etwa wiederzugeben. Schon der Titel läßt uns ahnen, wie sehr Laxness mit seiner Bemerkung recht hatte, daß man den Roman in fremden Sprachen nur umschreiben könne.

Im ersten Kapitel nennt der Erzähler als Hauptquelle seines Romans die «Große Schwurbrüdersaga» (*Fóstbrœðra saga*), eine isländischen Lernern ans Herz gewachsene Saga, verkörpert sie doch das Ideal ungetrübten Wikingertums, wie wir in der Einleitung der wissenschaftlichen Saga-ausgabe «Íslenzk Fornrit», Band VI, Reykjavík 1943, Seite LIII, lesen: «Darum hat auch so mancher heranwachsende isländische Junge die Fóstbroeðra allen anderen Sagas vorgezogen und darin das Ideal jener kühnen, unerschütterlichen Mannhaftigkeit (karlmennska) gefunden, wie es Thorgeir verkörpert, jener Held (*garpur*), den nichts zu schrecken vermochte.» Die «Große Schwurbrüdersaga» erzählt von Thorgeir Havarsson (Ende des 10. Jahrhunderts – ca. 1024) und Thormod Bessason (Ende

des 10. Jahrhunderts bis 1030) und ihren Heldentaten, von Thorgeirs ruhmvollm Ende, von Thormods Beziehungen zu den Frauen, von der vollzogenen Rache an dem Mörder Thorgeirs und vom heldenhaften Tod Thormods in der Schlacht bei Stiklastad, in der auch König Olaf erschlagen wird. Dieses Grundmuster ist im Roman leicht zu erkennen, trotz vieler und wesentlicher Änderungen durch den Autor.

Seine zweite Hauptquelle ist die Saga von Olaf dem Heiligen (*Ólafs saga helga*), die Snorri Sturluson (1179–1241) in seine Darstellung der norwegischen Könige («Heimskringla») eingebaut hat, insbesondere die Kapitel 30 bis 35 und 43 bis 52, wenn der Erzähler auch einmal im Kapitel 35 eigens darauf hinweist, es solle nicht versucht werden, «die Saga König Olafs des Heiligen noch einmal zu schreiben.» Die angelsächsische Chronik und andere «alte ausländische Bücher» hat er gleichfalls zu Rate gezogen (1. Kap.), auch die Ergebnisse neuerer Untersuchungen der Vorgeschichtsforschung hat er berücksichtigt, zum Beispiel über das Wikingerlager bei Trelleborg (vgl. Kap. 45) und über die Körpergröße der Isländer: «Zu jener Zeit waren die meisten Männer in Island klein von Wuchs und krummbeinig, ausgemergelt und steifgliedrig, gekrümmmt und krüppelig vor Gicht, blau und runzlig im Gesicht», heißt es im 7. Kapitel.

Den Stoff und die Hauptfiguren findet der Autor in diesen Quellen, sie regen seine dichterische Phantasie an, und diese – so scheint es zuweilen – sprengt die Form des Romans und lässt ihn zu sehr ausufern. Laxness selbst hat in der Erstausgabe das 42. und 43. Kapitel gestrichen, er lässt auf das 41. gleich das 44. Kapitel folgen und schließt den Roman mit dem 54. Kapitel. Die deutsche Ausgabe korrigiert die Fehlzählung und endet mit dem 52. Kapitel. Die gestrichenen Partien liegen zwischen Kapiteln, die von Thormods Aufenthalt am nördlichen Ende der Welt bei den Inuit berichten, der Leser wird sie nicht vermissen, ist doch die Schilderung der Sitten und Gewohnheiten dieses friedfertigen Volkes auch schon so breit genug. Geschadet hätte es dem Buch keinesfalls, wenn der Autor den Rotstift häufiger angesetzt hätte. Olafs Werben um Ingigerd und Astrid (43. Kap.) hätte er uns ersparen können, auch König Knuts heimtückischen Mord während der Messe (45. Kap.) oder das ganze 48. Kapitel, das von Bischof Grimkels Besuch beim Papst berichtet, das für den Fortgang der Handlung nicht unbedingt notwendig ist. Doch ist gerade dies Kapitel ein erzählerisches Kabinettstück, auf das Laxness sicher nicht verzichten wollte. Dem Roman aber hätte eine Straffung gutgetan.

In der Chronologie der Ereignisse hält sich Laxness an seine literarischen Vorlagen: Es ist die Schlußphase der sogenannten Wikingerzeit, die Handlung erstreckt sich in etwa von der Jahrtausendwende bis in das Jahr

1030, exakt bis zum 28. Juli 1030, dem Vorabend der Schlacht bei Stiklestad im Tröndelag, nicht weit von Trondheim gelegen, wo heute noch alljährlich im Sommer Freilichtspiele die Erinnerung an den Hl. Olaf wachten. Nach der Niederlage von Olaf Tryggvason bei Svolder (1000) übernahmen die Dänen die Oberhoheit in Norwegen, doch gelten deren Eroberungszüge vor allem England, so unter Svein Gabelbart (ca. 986–1014), die Eroberung Canterburyys durch Thorkel Strutharaldsson und die mißglückte Belagerung Londons zählen dazu.

Die geschichtlichen Hauptfiguren sind die etwa gleichaltrigen Könige Olaf der Heilige, der von 1015–1030, und Knut der Große, der von 1018–1035 regiert. Knut erobert England, doch während er damit beschäftigt ist, seine Herrschaft über das Land zu sichern, nutzt der aus einem Königsgeschlecht stammende Olaf der Dicke – so nennen ihn seine Feinde – die Gelegenheit, König von Norwegen zu werden (1015). Sein hartes Regiment führt dazu, daß er abgesetzt und Knut wieder König von Norwegen wird (1029). Olaf weilt für einige Zeit in Nowgorod, nicht in Kiew (warum Laxness diesen Ort wählt, erklärt er in seinem Essay «Notizen über die Sagas»); sein Versuch, die Macht in Norwegen wieder zu erlangen, scheitert am 29. Juli 1030, als seine Truppen von einem norwegischen Bauernheer geschlagen werden und er den Tod findet: Sein Märtyrertod macht ihn zum «Perpetuus Rex Norvergiae».

Dies sind die literarischen Quellen, die historischen Daten und Fakten, die Laxness – wie der Erzähler im ersten Kapitel mitteilt – «zusammengetragen» und «herangezogen» hat. Was hat er daraus in seiner «Heldenfrage» gemacht? Von welcher Art sind seine «glücklichen Krieger»? Sehen wir uns die Schwurbrüder, den Recken Thorgeir Havarsson und den Skalden Thormod Bessason, und den Heldenkönig Olaf näher an.

Für Thorgeir besteht die Welt, dies weiß er aus den Geschichten seiner Mutter, aus Recken und Helden, Lust zur Arbeit zeigt er nicht, nur beim Schmieden von Eisen: «uns ist das Eisen lieber» (3. Kap.). Während der Nacht schläft er nicht liegend, sondern sitzt aufrecht im Bett, wenn «er schlief, hatte er seinen Schild am Tragriemen umgehängt und hielt ihn mit der einen Hand; mit der anderen umfaßte er das Heft seines Kurzschwertes; die Axt hatte er auf dem Schoß. Er war überzeugt, daß Helden in dieser Stellung schliefen und sich nicht hinlegten.» (7. Kap.). Wie ein Recke sieht er freilich nicht aus, hat er doch, wie die meisten seiner Landsleute, kurze und krumme Beine (13. Kap.); stets gibt er sich brummig und lächelt nur, «wenn er einen Totschlag oder eine andere Großtat im Sinn hatte» (ibid.). Er ist «ein Mann des Todes», wie ihm Thordis entgegenschleudert (11. Kap.), ein Mann, der den Tod bringt und der dem Tode verfallen ist.

Thorgeirs Kampf um den Wal mit dem Bauer Gils gibt dem Erzähler Gelegenheit, seinen Helden in Aktion zu zeigen: «Es war ein alter nordischer Brauch – und in Island bei den Männern, die einen Streit austrugen, sehr beliebt –, es so einzurichten, daß man den ersten Hieb hatte; der galt als der wackerste Kerl, dem es gelang, seinen Gegner zu durchbohren oder ihm den Kopf abzuschlagen, ehe dieser sich dessen versah... Im Kampf kam es sehr darauf an, seinen Gegner in der Flanke zu fassen und besonders im Rücken und ihm dort Hiebe zu versetzen, wo er eine Blöße hatte. Die Schlägerei wurde so lange fortgesetzt, bis einer von beiden vor Erschöpfung umfiel oder die Flucht ergriff. Stets kam derjenige besser davon, der beim Hauen den längeren Atem hatte; wer zuerst ermattete, wurde bewußtlos geschlagen, oder ihm wurde da, wo er saß, lag oder hockte, der Schädel zertrümmert. Und wenn auch in manchen Büchern zu lesen steht, die Nordleute hätten so scharfe Äxte besessen, daß sie Menschen der Länge nach zu spalten vermochten, so wie man einen Baumstamm spaltet, oder daß sie Kopf und Gliedmaßen ohne Hauklotz vom Rumpf trennten oder mit einem Hieb den Gegner im Lauf halbierten, so daß er in zwei Teilen zu Boden fiel, halten wir das für einen Wunschtraum von Leuten, die nur über stumpfe Waffen verfügten.

Bauer Gils Masson war nicht mehr der Jüngste und ermüdete schneller als Thorgeir Havarsson; er besaß auch nicht die Riesenkräfte, über die Thorgeir auf Grund seiner Jugend verfügte; es kam dahin, daß der Bauer auf dem Geröll ausglitt, und Thorgeir erhob seine Axt und zerschmetterte ihm den Kopf; Blut und Gehirn quollen aus der Kopfwunde. Es war ein alter nordischer Brauch: wenn jemand seinem Feind so zu Leibe gegangen war, daß dieser sein Leben aushauchen und nie wieder aufstehen würde, hegte man von da an keine Feindschaft mehr gegen ihn, sondern pflegte ihn sorgfältig, während er die letzten Atemzüge tat; das war rechte Mannesart. So tat auch Thorgeir; er hielt den Kopf des Mannes auf seinem Schoß, bis der Tod eintrat» (7. Kap.).

Dieser Sarkasmus des Erzählers begegnet uns immer wieder, wenn er von Thorgeirs Heldentaten berichtet, sei es in Island, auf seinen Wikingerfahrten in England oder in der Normandie. Thorgeir ist Opfer seiner Illusion von Mannhaftigkeit und Ruhmestaten, Wort und Tat passen nicht zusammen, Ideal und Wirklichkeit fallen auseinander.

Sein Schwurbruder Thormod ist von komplizierterer Natur, er, der Dichter, ist empfänglich für die Liebe der Frauen, er führt ein glückliches Leben an Thordis' Seite, bis ihn die Treue zu Thorgeir zwingt, diesen zu rächen. Der Skalde, der den Ruhm des Helden besingt und ein Preislied auf den Heldenkönig dichtet, der sein Leben in den Dienst der Gerpla,

des Heldenlieds, stellt, der Leib und Leben für dies Ideal riskiert, verliert am Abend vor der Schlacht bei Stiklastad seine Vorstellungen vom Heldenamt, nicht länger mehr kann er sich seines Heldenlieds erinnern.

Diese zwei «glücklichen Krieger», die beiden Hauptfiguren des Romans, haben ihr Leben in den Dienst eines falschen Ideals gestellt, der Recke wußte es nicht besser, der Skalde sollte es allzuspät erkennen müssen. Einer weiteren Figur – die dritte Hauptfigur? – gilt des Erzählers tiefe Verachtung: Olaf der Dicke ist eine bitterböse Karikatur von Olaf dem Heiligen, er ist ein brutaler Machtmensch, ein widerliches Ungeheuer in Menschengestalt, dem alle Mittel recht sind, um sein Ziel – König Norwegens zu werden – zu erlangen. Als junger Mann steht er in Canterbury in der ersten Reihe der Folterer (22. Kap.), er besitzt wenig Bildung (31. Kap.), gilt als größter Überredungskünstler in Norwegen (35. Kap.), führt mit Hilfe seines Bischofs Grimkel mit aller Härte das Christentum in Norwegen ein, läßt Kleinkönige aufhängen und verstümmelt eigenhändig seine Gegner (*ibid.*). Olaf ist skrupellos im Kampf um die Macht: Er bedient sich der Sache Christi, wenn es seinem Anliegen nützt, sonst aber greift er mit harter Hand durch. Noch am Abend vor der Schlacht bei Stiklastad feuert er seine Männer an, das Land in Flammen aufgehen zu lassen und das Gesindel auszurotten (51. Kap.).

Die «Heldensage» ist eine bitter-böse und ätzend-scharfe Satire auf das Wikingertum, in der wir drastisch-komische Szenen ebenso finden wie an das Parodistische grenzende Partien (z.B. den Kampf um den Wal). Diese Geschichte von Helden und Königen ist weit entfernt von jenem idealisierenden Bild des Wikingers, das uns seit der Romantik vertraut ist. Laxness entblättert nicht nur König Olaf seines legendären Heiligenscheins, er geht auch weit verbreiteten Vorstellungen von der Abenteuerlust und den Heldenataten der Wikinger zu Leib. «Die glücklichen Krieger» zerstörten vor allem Lieblingsvorstellungen seiner Landsleute von der Saga und ihren Helden, das Echo auf den Roman war denn auch ein Sturm der Entrüstung, man warf ihm vor, die heiligsten Güter der isländischen Tradition verletzt zu haben, ja, nationalen Verrat begangen zu haben. Erst die Verleihung des Literatur-Nobelpreises 1955 ließ die Diskussion verstummen.

Der Roman will aber mehr als ein provozierender, tendenziöser Beitrag zur isländischen Sagaliteratur sein, er will auch mehr als ein weiteres Beispiel des im Norden so beliebten Wikingerromans sein – man denke an Gunnar Gunnarssons «Die Eidbrüder» (1919), Johs. V. Jensens «Das Schiff» (1912), Jan Fridegårds Wikingertrilogie (1940/49) und Frans C. Bengtssons «Der rote Orm» (1941/45). Laxness geht es in seinem Roman um bislang nicht hinterfragte Werte, er stellt die Begriffe «Held» und

«Heldentum» auf den Prüfstand. Schon in der «Atomstation» hatte er die intellektuelle Hauptfigur, den Organisten, folgende Überlegungen anstellen lassen: «Es ist ein Mißverständnis zu glauben, daß Heldentum etwas mit der Sache zu tun hätte, für die man kämpft. Wir Isländer, die wir die größte Heldenliteratur der Welt besitzen, sollten wissen, was ein Held ist; die Jomswikinger sind unsere Leute, sie führten noch lockere Reden, als sie geköpft wurden. Wir zweifeln nicht daran, daß in der Armee der Faschisten im Verhältnis genauso viele Helden waren wie in der Armee der Alliierten. Die Sache hat nichts zu tun mit dem Heldentum» (25. Kap.). Für den Organisten ist ein Held jemand, «der für seine Sache eine Niederlage erleidet» (*ibid.*).

Laxness' Kritik gilt nicht nur dem Helden, in der Figur des Skalden Thormod Bessason problematisiert er auch die dichterische Existenz. Gleich seinem Schwurbruder setzt Thormod alles aufs Spiel für eine als wahr erkannte «Sache», er stellt seine Dichtung in den Dienst dieser «Sache» und verliert jeglichen Sinn für die Wirklichkeit. Spät, zu spät, nach seiner vergeblichen Jagd nach dem Mörder Thorgeirs am nördlichen Ende der Welt, nachdem er Geld und Gut, Liebe und Kinder, Wiese und Acker «weggegeben» hat, warnt ihn sein Dichterkollege Sigvat Thordsson – sie disputieren über Lieder auf Fürsten und Könige – davor, «sich an einen Herrscher zu binden, so hervorragend er auch sein mag.» (44. Kap.). Doch erst die Begegnung mit König Olaf am Vorabend der Schlacht bei Stiklastad lässt ihn erkennen, daß er einer Illusion nachgejagt ist. Die Parallelen zu unserer Zeit seien wohl deutlich genug, kommentiert Laxness Jahre später in der norwegischen Zeitung «Arbeiderbladet» (14.8.1965), «nie werden wir die Dichter und Helden vergessen, die Hitler und Stalin folgten» – er wußte aus eigener Erfahrung, wovon er sprach.

Deutlich genug sind auch die Parallelen zwischen der Heldensage von den «glücklichen Kriegern» und jenen Jahren, in denen der Autor das Buch schreibt, zu erkennen: Noch frisch in Erinnerung sind die Greuel des Zweiten Weltkriegs, der Kalte Krieg zwischen Ost und West kann jeden Augenblick in einen heißen umschlagen, sprechen doch bereits schon wieder die Waffen in Korea (1950–1953).

Nach Laxness' Auffassung bedroht allein der Kapitalismus – er spricht sogar von den englisch sprechenden Hitlers und Goebbels – den Weltfrieden, der Sozialismus hingegen wird den Menschen Glück und Wohlfahrt bescheren, der «erste Staat der Arbeiter und Bauern» garantiert den «sozialistischen Frieden», so gibt er sich überzeugt in einem Beitrag zum «35. Geburtstag der Sowjetunion» am 7. November 1952, den er mit den Worten «Der Sozialismus ist das Moralgesetz der Menschheit» (Sósialis-

minn er siðalögsmál mankynsins, in: *Dagur í senn*, 1955, 154–157) über- schreibt. Laxness zählt zur Mitte des Jahrhunderts zu den führenden Repräsentanten der von der Sowjetunion gesteuerten Weltfriedensbewe- gung, im November 1953 – ein Jahr nach der Veröffentlichung von «*Gerpla*» – wird ihm in Wien der Weltfriedenspreis überreicht.

«Die glücklichen Krieger» sind so weit mehr als nur eine Wikinger-Persiflage, der Roman ist ein Anti-Kriegsbuch, er ist ein leidenschaftliches Plädoyer für den Frieden. Die Grausamkeiten der Wikingerzüge, die Zerstörungen und blutigen Gemetzel erspart uns der Erzähler nicht, episch breit und bis ins kleinste Detail führt er sie uns vor. Einen erschütternden Bericht von den Taten der «Helden und Dichter» erzählt der irische Sklave Kolbak dem jungen Mädchen Thordis, als dies ihn fragt, warum er nicht weine, wenn er geschlagen werde: «Weil Helden und Dichter mein Haus niederbrannten, meinen Vater auf dem Acker erschlugen und meinen Großvater, einen hinfälligen Greis, mit dem Spieß durchbohrten. Meine Großmutter lag auf den Knien und pries den guten Kolumkilli, ihren treuen Freund, und ein Mann schlug ihr mit dem Axtrücken auf den Kopf; deswegen weine ich nicht. Dann nahmen sie meinen kleinen Bruder, wickelten ihn aus seinen Windeln und warfen ihn nackt auf ihren Spießen hin und her; meine Mutter und meine junge Schwester schrien laut, als man sie fort auf das Schiff zerrte; und darum, junge Frau, weine ich nicht» (4. Kap.). Mit kaum noch erträglichem tiefschwarzen Humor schildert der Erzähler die Ermordung kleiner Kinder auf den Speerspitzen der Wikinger (26. Kap.). Thormod erfährt bei seiner Suche nach dem König im Tröndelag von den unglücklichen Bewohnern dieses Landstrichs, wie die Krieger und Könige dort gehaust haben; er bekommt aber auch auf seine Frage, was sie denn mit ihren Stöcken gegen «den Stahlhagel der Königsmannen» ausrichten könnten, von einem Bauern zu hören: «Allein denen wird es im Krieg schlecht gehen, die auf den Stahl setzen» (49. Kap.). Diese Worte des Bauern, der sich wider die über ihn herfallenden Krieger und Könige zur Wehr setzt, bringen die zentrale Botschaft des Romans zum Ausdruck; denn «dies gilt für alle Zeiten und für unsere Gegenwart», wie Laxness in einem Gespräch seinem Gegenüber Matthías Johannessen (in: *Skeggræður gegnum tíðina*, 1972) bedeutet.

Den mordenden und plündernden Wikingerscharen stellt der Erzähler die Bauern und Stadtbewohner gegenüber, sie sind für ihn die lebenserhaltende und bewahrende Kraft, allein das Volk kann dem Treiben der Krieger und Herrscher ein Ende bereiten. Die Londoner, «ein jeder mit der Waffe, dem Gerät oder Werkzeug, das er bei der Hand hatte», verteilen ihr «Hab und Gut» (23. Kap.), die Frauen in der Normandie, erzählt

eine alte Frau, ziehen «dieses Gesindel zu sich ins Bett» und bringen welsche Söhne zur Welt (29. Kap.), die norwegischen Bauern fallen mit Keulen, Spaten und Forken über die Räuberbanden König Olafs her und schlagen sie in die Flucht (49. Kap.).

Bilder einer friedlichen Welt tauchen in dem Roman ganz gewiß auf, doch nur in wenigen Kapiteln: Thormod lernt auf Grönland ein Volk kennen, das nicht auf Waffenruhm und Fürstenherrlichkeit bedacht ist, Mord und Totschlag ist den Inuit nicht bekannt, auch Rache, «noch andere Nachspiele, die zur Gerechtigkeit gehören» (41. Kap.), kennen sie nicht. Das wahre Glück erlebt Thormod jedoch an der Seite seiner Frau Thoridis in Ögur in den Westfjorden: «Es wird berichtet, daß er seine Frau und seine Tochter so liebte, daß er tagelang für nichts anderes Sinn hatte; er vermochte das Glück nicht genugsam zu preisen, das einem armseligen Menschen, der doch bald tot ist, in den Schoß fallen kann.» (36. Kap.).

